

100

Erbbaugenossenschaft eG

1919 - 2019

Festschrift



Erbbaugenossenschaft in Zahlen

112 Häuser mit 229 Wohneinheiten

davon:

Riedwiesen → 100 Häuser mit 180 Wohneinheiten

Fasanenhof → 12 Häuser mit 49 Wohneinheiten

Mitgliederzahl: 350

Besetzung der Gremien

Vorstand:

Judith Boczkowski, Peter Erny, Kristina Momberg

Aufsichtsrat:

Harald Sossalla (Vorsitzender), Tayfun Küster, Uwe Roscher, Ruth Schöneweiß,
Monika Vogt-Ebert, Frank Weber

(Stand: 19.02.2019)



Impressum

Herausgeber:

Erbbaugenossenschaft Kassel eG

Redaktion:

Dietrich Bauer, Peter Leiding, Gundi Pollmann, Hartmut Raffel, Markus Zens

Verantwortlicher im Sinne des Presse- und Veröffentlichungsrechts:

Peter Leiding

Gestaltung/Layout:

Anja Neubauer

Fotos:

Viola Jäger, Peter Leiding, Anja Neubauer, Fritz Pohl, Gundi Pollmann, Gerhard Staub, Frank Weber, Julia Zimmermann und aus Privatbeständen

Mit Beiträgen von:

Esen Akar, Dietrich Bauer, Manuel Brandenstein, Uta Dunkhorst, Peter Erny, Philipp Firmbach, Regine Glinicke, Ulf Gründler, Irmgard Hoffmann, Hermann Hoffmann, Viola Jäger, Walter Klöckner, Christian Krieg-Hartig, Alfred Leiding, Peter Leiding, Susanne Leiding-Edler, Anja Neubauer, Gundi Pollmann, Rosemarie Prentzell, Hartmut Raffel, Andreas Soeder, Harald Sossalla, Markus Zens, Julia Zimmermann

Druck:

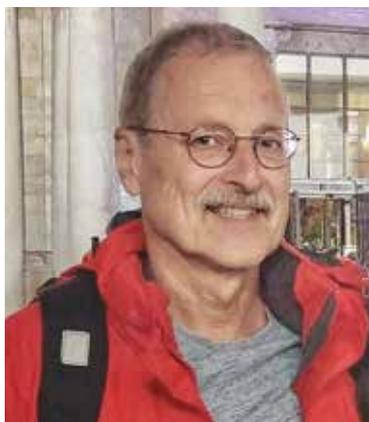
onlineprinters

Kassel, März 2019

Inhalt

	Grußwort Harald Sossalla	6
	Wie alles anfang Walter Klonk	8
Der Anfang	Hans Soeder - Der Architekt der Riedewesen-Siedlung Andreas Soeder	16
	Die Fasanenhof-Siedlung	18
	Alfred Leiding aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	
	Erinnerungen an fast 60 Jahre in der Ihringshäuser Straße	21
	Rosemarie Prentzell aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	
	Ein Gymnasium in den Riedwiesen	24
	Hermann Hoffmann aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	
	Sauerkrautverein	26
	Irmgard Hoffmann aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	
	Umweltaktion mit Karren und Rädern	28
	Julia Görg aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	
Drei Originale	Meilensteine in der Geschichte der Genossenschaft Anja Neubauer	30
	Oma Loulou war ein Original Uta Dunkhorst	34
	Mein Vater Kurt Görg 1907-1995 Regine Glinicke	36
	Kennt noch jemand „den Schatten“? Gundi Pollmann	38
Erinnerungen	Hermann Hoffmann Viola Jäger	42
	Gerhard Staub Viola Jäger	44
	Ilse Roscher Julia Zimmermann	46
	Uta Dunkhorst Viola Jäger	48
	Peter Leiding Julia Zimmermann	50
	Fritz Pohl Viola Jäger	52
	Der Nachwuchs - Auf(ge)wachsen in der Riedwiesensiedlung Anja Neubauer	54
Gärten und Bäume	Gärten und Bäume Hartmut Raffel aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum	58
	Riedwiesenlied Ulf Gründler	63
	Riedwiesenimkerei Christian Krieg-Hartig	64
	Benennung der Wege in der Riedwiesensiedlung Walter Klonk	66
Senioren	Seniorenrechtliches Wohnen in den Riedwiesen 47 Peter Erny	70
	Im neuen seniorenrechtlichen Haus Dietrich Bauer	74
Spiel	Kinderspielen in den 50er und 60er Jahren in den Riedwiesen Peter Leiding	78
	Kinderspielen Anfang der 2000er Jahre - Meine Kindheit in den Riedwiesen Philipp Firmbach	82
	Ein „Schätzchen“ der Erbbaugenossenschaft Gundi Pollmann	84
Flucht	Flucht 1935 - Familie Katzenstein Manuel Brandenstein	88
	Flucht 2015 - Familie Alfandi aus Syrien wohnt nach Krieg und Flucht glücklich in den Riedwiesen	90
	Peter Leiding	
	Flucht 2011 - Von Eritrea nach Kassel Peter Leiding	92
	Riedwiesen - warum es sich lohnt Susanne Leiding-Edler	94
	Ein Gedicht Esen Akar	96
	Zu guter Letzt Peter Leiding	99

Grußwort



Harald Sossalla
Vorsitzender des
Aufsichtsrates

100 Jahre Erbbaugenossenschaft! Ein Grund zum Feiern und bestimmt auch ein Grund zum „Nach- und Vordenken“.

Aus baulicher Sicht hat sich seit der Fertigstellung unserer Siedlung bis dato wenig verändert. Rechtzeitig vor dem Jubiläum wurde das seniorengerechte Haus in den Riedwiesen 47 fertig gestellt und bezogen. Es hebt sich von den „alten“ Häusern ab und korrespondiert stilistisch doch mit ihnen, so wie eben 100 Jahre Altersunterschied bei Gebäuden technisch wie ästhetisch einen Unterschied machen.

Bei den Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es immer noch familiäre Linien, die von der Fertigstellung der Siedlung bis zum Jahr 2019 ein Haus bewohnen und beleben. Jedoch gab es besonders in den letzten Jahren viele Wechsel durch Umzüge, Sterbefälle und das neu fertig gestellte Haus. Eine erhebliche Zahl von jungen Familien bevölkert und belebt viele unserer Häuser. An vielen Stellen spiegeln sich die Veränderungen unserer Lebensgewohnheiten wider, so sieht man zum Beispiel nicht mehr so häufig spielende Kinder auf der Straße, dafür mehr fahrende und parkende Autos. Auch die Zahl der Blumen- und Gemüsebeete in der Siedlung befindet sich im Rückgang. In der Fauna gibt es merkbliche Veränderungen, in der Nacht kann man oft die Waschbären hören, wenn sie im Gartenteich planschen oder auf Nahrungssuche die Mülltonnen und Gärten durchsuchen. Die Fledermäuse sind zurückgekehrt und überraschen einen in der Dämmerung mit ihrem lautlosen Flug. Nach wie vor bietet die Riedwiesen-Siedlung vielen Vögeln und Insekten in Zeiten von Glyphosat und landwirtschaftlicher Monokultur eine zuverlässige Heimat. Krähe, Elster, Eichelhäher und Grünspecht kann man neben den Singvögeln und Spatzen zuhauf in den Gärten sehen und hören.

Wer zum Herkules hoch wandert, kann sich einen hervorragenden Überblick über die Riedwiesen verschaffen. Die Struktur und der Charakter unserer Siedlung werden erkennbar. Zu jedem Haus gehört ein Garten, der es einst -in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten- ermöglichte, sich selbst mit Obst und Gemüse zu versorgen. Die Häuser scheinen sich alle nur in der Größe und Farbe zu unterscheiden, was sich dann aus der Nähe nicht bewahrheitet, denn die Erbauer hatten „ihre“ Häuser nach individuellen Wünschen und wirtschaftlichen Möglichkeiten gestaltet. Auch wird die außergewöhnlich zentrale Lage der Siedlung mit Nähe zum Bahnhof Wilhelmshöhe und der Innenstadt sichtbar.

Auch die Fasanenhofsiedlung liegt nahe zur Innenstadt, die Gärten hinter der Häuserfront der Ihringshäuser Straße sind ebenfalls individuell gestaltet und bieten eine Oase der Ruhe im eher unruhigen Nordosten von Kassel.

Vom Herkules nicht zu sehen ist der geschlossene EDEKA, der strukturell einen unschätzbaren Wert für die Siedlung darstellte und heute mobilitätseingeschränkte Bewohnerinnen und Bewohner vor erhebliche Probleme stellt. In den ersten 50 Jahren gab es noch drei Einkaufsläden in den Riedwiesen, werktäglich fuhr ein Kaufmann mit seinem Auto durch die Siedlung und ein Marktbetreiber verteilte seine Milchprodukte zu Fuß in Bastkörben.

Dass die große Politik auch in die Entwicklung unserer Genossenschaft einwirkt, wird in drei Beiträgen dieser Festschrift deutlich. In den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts mussten mehrere jüdische Familien die Flucht vor den Nazis ergreifen (dazu der Bericht über die Fluchtgeschichte der Katzensteins). Durch die Bombardierung Kassels im 2. Weltkrieg wurden auch in unseren Siedlungen mehrere Häuser durch Brandbomben beschädigt oder zerstört. Das völlig zerstörte Friedrichsgymnasium war nach dem 2. Weltkrieg in den Riedwiesen für 2 Jahre behelfsmäßig untergebracht, bevor es in einer anderen Schule Platz fand.

Im November 2017 haben wir jetzt eine syrische Familie in die Riedwiesen aufgenommen, die nach schlimmen Kriegserlebnissen in Syrien und einer beschwerlichen Flucht froh sind, hier eine friedliche neue Heimat gefunden zu haben. Bereits ein Jahr zuvor ist eine junge Familie aus Eritrea in die Fasanenhofsiedlung eingezogen.

Nach einigen Blicken in die Hausakten auf dem Dachboden in der Geschäftsstelle der Genossenschaft durfte ich feststellen, dass es auch schon zur Zeit des Häuserbaus und danach beständig Konflikte und Streit gab. Deutlich zeigt sich, dass die Bewohner (trotzdem) noch durchgehend Gemeinschaftsgefühl als Genossen hatten, was bei den Erbauern natürlich zu vermuten war. Hier liegt aus meiner Sicht eine Zukunftsaufgabe für uns Bewohner der Riedwiesen - und bestimmt auch derer im Fasanenhof - die Kleinheit unserer Siedlungen zu nutzen. Immer wieder gibt es spontan mal Nachbarschaftskaffees oder ein Straßenfrühstück und man spricht und tafelt mit bekannten und kaum bekannten Nachbarn. Ich wünsche der Erbbau-Genossenschaft mit ihren beiden Siedlungen für die Zukunft, dass die Möglichkeiten der nachbarschaftlichen Kontakte und gegenseitigen Unterstützung stärker wahrgenommen werden und wir die Selbstverwaltung unserer Genossenschaft weiter stemmen. Allen, die sich daran beteiligt oder sich dafür eingesetzt haben, möchte ich hier von Herzen danken. Dies auch besonders bei denen, die sich aktiv für eine positive physische und soziale Zukunft unserer Erbbau-Genossenschaft einsetzen.

Wie alles anfang Walter Klonk

Die Gründung der Genossenschaft fiel in eine Zeit größter Wohnungsnot in Kassel, hervorgerufen durch die rasch wachsende Einwohnerzahl am Ende des 19. Jahrhunderts. In der Zeit vor dem 1. Weltkrieg waren dadurch die Bodenpreise derart gestiegen, dass die Mieten in den Neubauten für die meisten Menschen nicht zu bezahlen waren. Durch Zusammenschluss in Genossenschaften suchten Bürger deshalb von der Stadt Baugrund zu Siedlungszwecken zu erhalten und gemeinsam das nötige Kapital aufzubringen. Die Stadt förderte solche Unternehmen gern auf der Grundlage des Erbbaurechts, weil so der so dringend nötige Wohnungsbau der Spekulation entzogen wurde.

Auf diesem Hintergrund gründeten am 21. März 1919 städtische Angestellte, Beamte und Lehrer die Erbbaugenossenschaft. Zu den 107 Gründern kamen im Laufe des Jahres weitere 200 Mitglieder hinzu, so dass die soziale Zusammensetzung vielfältiger wurde. Abwanderungen und Zugänge veränderten das Bild in den Jahren bis zum Baubeginn 1925 und noch weiterhin immer neu. Aber an Bauen war vorerst nicht zu denken. War schon während des Krieges der Wohnungsbau zum Erliegen gekommen, so verhinderten nach dem Krieg, bei rasch steigendem Bedarf bis 1924, ein akuter Materialmangel und die große Inflation die Möglichkeit zu bauen. Aber die Vorbereitungen auf den dennoch unverdrossen erhofften und zu planenden Siedlungsbau mussten vom Genossenschaftsvorstand bedacht und angestoßen werden.

So schloss im November 1920 die Genossenschaft mit der Stadt einen Pachtvertrag über das große

feuchte Wiesengelände, das im Volksmund „Husarenwiese“ hieß, weil es den landgräflichen Husaren zur Weide gedient hatte, aber amtlich den Flurnamen „Riedwiesen“ trug. Das Gelände war so nass, dass es Bedenken gab, dort überhaupt bauen zu können. Deshalb forderte die Stadt von der Genossenschaft auch einen Vorfluter zur Entwässerung. Um dieses Gebiet als Baugelände erschließen zu können, war zunächst einmal eine Siedlungsplanung erforderlich, nach der die Kanalisationsarbeiten und Straßenzüge festgelegt werden konnten und mussten. Doch konnten in dieser Planungsphase Mitglieder bereits Pachtparzellen mieten und als Kleingarten nutzen.

In der von der Stadt zuvor erworbenen Staatsdomäne Fasanenhof konnte die Genossenschaft, zusammen mit drei anderen Baugenossenschaften, Grundstücke pachten. Für beide Siedlungsprojekte galt neben anderen Auflagen die Vorgabe, dass die Bebauung „landhausgemäß“ zu sein habe, also keine mehrstöckigen Mietkasernen entstehen sollten. Für diese damals führende städtebauliche Vorstellung der „Gartenstadt“ waren die beiden gepachteten Bereiche wegen ihrer ländlichen Randlage geeignet. Obwohl in den schwierigen Jahren Bauen damals wegen der wirtschaftlichen Krisensituation noch immer in weiter Ferne lag und die Mitgliederzahl darum bedenklich schrumpfte, diskutierte die Genossenschaft die Siedlungsstruktur und die gewünschten Haustypen. „Dem Bauprogramm lagen dabei die Vorschriften der Sonder-Baupolizeiverordnung für Kleinhäuser zu Grunde:



21. März 1919

- Nutzfläche der Wohnungen maximal 100 m²;
- Einfamilienhaus 500 bis 600 m³ umbauter Raum mit 4 bis 5 Wohnräumen, eventuell einer Dachkammer mit 10m², dabei Zimmer und Küche im Erdgeschoss; Zweifamilienhaus 900 bis 1000 m³ umbauter Raum, abgeschlossene Wohnungen mit 3 bzw. 4 Wohnräumen, eventuell je eine Dachkammer mit 10 m²;
- Speisekammer und Bad in jeder Wohnung; Größe der Zimmer 15 bis 20 m²;
- Vollunterkellerung;
- mindestens 250 m² Gartenfläche und ein Kleintierstall (2x2m) bei jedem Haus. Diese Gartengröße wurde als ausreichend für den Obst- und Gemüsebedarf einer fünf- bis sechsköpfigen Familie angesehen und konnte noch nebenberuflich und ohne fremde Hilfe intensiv bewirtschaftet werden.“ (Leiding S.19)*

Nach der Überwindung der Inflation und mit erstarrender Wirtschaft konnte man 1924 an konkrete Planungen gehen.

„Vorstand und Aufsichtsrat setzten schließlich zum 1. Mai 1924 eine Frist, bis zu der sich die Mitglieder für eine der beiden Siedlungen entscheiden sollten. Für den Fasanenhof gingen 15 und für die Riedwiesen 25 Anmeldungen ein, eine wahrlich schmale Basis für die anstehenden, verantwortungsschweren Aufgaben der Verwaltungsorgane.“ (Leiding S. 20)

In einer außerordentlichen Hauptversammlung am 16. Oktober 1925 gaben die Mitglieder dem Vorstand Vollmacht für den Bau beider Siedlungen. Nun musste in kurzer Zeit über die von den aufgeführten Architekten vorgelegten Pläne entschie-

den werden, da anstehende Finanzierungsmittel abgerufen werden sollten. Es mussten die Verträge jetzt mit den Bauunternehmern nachverhandelt, die Finanzierung gesichert und die städtischen Auflagen z.B. zum Kanalanschluss berücksichtigt werden, und ohne eine Bohlenbahn war das feuchte Gebiet der Riedwiesen mit Materiallieferungen durch Lastwagen nicht zu erreichen.

„Die persönliche Leistung der Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder muss man heute neben den sachlichen Problemen, die zu lösen durchaus nicht zu ihrem beruflichen Alltag gehörten, auch an den äußeren Umständen messen:

- Es gab keine Geschäftsräume. Sitzungen mussten in Privatwohnungen oder Gaststätten stattfinden.
- Alle Beteiligten waren berufstätig. Sitzungen waren nur an Sonnabenden oder in den Abendstunden möglich und dauerten bis in die späte Nacht.
- Die wenigen öffentlichen Verkehrsmittel machten zeitraubende Wege unvermeidlich.
- Nachrichten konnten nur mündlich, persönlich oder schriftlich übermittelt werden.

Das Wort „Stress“ war damals noch nicht gebräuchlich.“ (Leiding S. 22)

Mit der Planung der Fasanenhofsiedlung wurde der Regierungsbaumeister a.D. Sichel beauftragt, ein Gründungsmitglied der ersten Stunde. Die Auflagen, die die Stadt den vier dort tätigen Genossenschaften und ihren Architekten im Interesse einer angelegenen Bauweise in diesem Umfeld machte, schränkten die Gestaltungsmöglichkeiten Sichels



Wie alles anfing

sehr ein, da er sich mit den anderen Bauherren absprechen musste. In einem ersten Bauabschnitt entstanden die Häuser Ihringshäuser Str. 50-56. Es folgten dann zwei weitere Bauabschnitte zwischen 1926 und 1930, in denen die übrigen Häuser errichtet wurden.

„Alle Wohnungen hatten Bad/WC und Küche, eine Kammer im Dachgeschoss so wie ein Stück Garten hinter dem Haus. In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten mit hoher Arbeitslosigkeit ...bestand die Freizeitgestaltung zum großen Teil in Gartenarbeit. So waren diese Nutzgärten nicht nur eine willkommene, sondern oft auch dringend benötigte Hilfe für den Lebensunterhalt.“ (Leiding: S.25)*

Für das Siedlungsgebiet der Riedwiesen waren zwei Entwürfe diskutiert worden, ehe der Vorstand den auch vom Stadtbauamt empfohlenen Direktor der Kunstakademie Kassel, Prof. Dr. Hans Soeder, gewann. Seine Siedlungsplanung ging nicht von Straßenzügen aus, an denen die Gebäude aufgereiht stehen, sondern er setzte die Häuser mitten in die großen Gärten. Der von ihm entwickelte Haustyp war und ist durch das gleichseitige Dreieck des Giebels auf einem quer liegenden Rechteck gekennzeichnet und durch den 1 m breiten Überstand des

Daches, der ein Obergeschoss fast ohne Schrägen in den Räumen erlaubte und ein Dachgeschoss darüber. Obwohl kein Haus genauso wie das andere ist, weil jedes sowohl innere als auch äußere individuelle Abänderungen zeigt, hat die Siedlung doch durch die grundlegende Hausform einen zusammenhängenden Siedlungscharakter erhalten und bewahrt, der als gelungene Gartenstadt damals reichsweit Beachtung fand und auch heute geschätzt wird.

Die Bebauung des abgesteckten Geländes erfolgte in 6 Bauabschnitten von 1925 bis 1930. In einem 7. Bauabschnitt errichtete der Architekt Stöhr 1939 - 1940 noch das Vierfamilienhaus Riedwiesen 43/45. Dann ruhte das Bauvermögen der Genossenschaft.

Im Kreuzungsbereich von Weimersgasse, Berggarten und Riedwiesenstraße hatte Soeder eine Bebauung geplant, die sowohl eine Eingangssituation in die Siedlung bot als auch den Anschluss einer zu erwartenden Bebauung an der unteren Riedwiesenstraße gestalterisch möglich machte. Das ist nie berücksichtigt worden oder durch eine andere Gestaltung dieses Platzes bedacht worden. Die heutige Situation ist traurig. Durch die Schließung des kleinen EDEKA-Ladens der Familie Klein könnte vielleicht die Chance zu einem Gestaltungsansatz genutzt werden, wenn an dieser Stelle neu gebaut wird.

Die damaligen Neusiedler mussten das Leben in den abseits gelegenen Siedlungen sozusagen erst lernen. Einkaufsmöglichkeiten hatte keiner der Siedlungsentwürfe berücksichtigt. Das erforderte lange Fußwege zu Läden im fernen Dorf, ehe später ein Bäcker und ein Milchmann mit ihrem Pferdefuhrwerk in die Siedlung kamen. Erst 1927 konnte der



Kaufmann Schäfer ein kleines Lebensmittelgeschäft im Hohen Rod 18 anbieten. Berufstätige und Schüler hatten lange staubige oder auch schlammige Wege zurückzulegen. Die Straßenbahn galt vielen als zu teuer, so dass man täglich morgens, dann in der damals obligatorischen Mittagspause, auf dem Fußweg zur Wahlershäuser Straße und weiter bis zur Berliner Brücke wanderte, um dort am Kirchditmolder Bahnhof den Zug zu nehmen und abends ging die Karawane die Pfade wieder zurück. (Der Bahnhof ist erst 1985 abgerissen, aber vorher bereits außer Dienst gestellt worden.)

Die Wege und Straßen waren noch viele Jahre nicht ausgebaut. Noch 1934 stellten drei Mitglieder den Antrag:

„Die Unterzeichneten bitten den Vorstand, veranlassen zu wollen, dass die Herrenwiesenstraße für den Fahr-Verkehr gesperrt wird. Die Staubentwicklung ist bei trockenem Wetter so groß, dass nicht nur die Wohnungen, sondern auch die Außenanstriche der Fenster, Schaltern usw. außerordentlich leiden. Wäsche kann bei diesem Zustande überhaupt nicht im Freien getrocknet werden.“ (Leiding S. 42) Die Abgelegenheit der neuen Siedlung erfuhr man auch in der Tatsache, dass es bis Mitte der dreißiger Jahre keine öffentliche Telefonzelle gab. Privattelefone gab es damals allgemein nur in seltenen, meist beruflich geforderten Fällen. Man war auf die Briefpost angewiesen, die allerdings damals auch zweimal am Tage lieferte.

Die Anfänge unserer Genossenschaft waren nicht einfach und die Geduld der sie tragenden Familien groß. Viele Probleme, die mit den Neubauten sich

erst zeigten, waren weiterhin zu lösen und neuere Entwicklungen aufzugreifen, um den Stand zu erreichen, den wir heute für selbstverständlich ansehen. Dass die beiden Siedlungen sich über so viele sehr schwierige Jahre entwickeln und Bestand bis heute halten konnten, sei den Vorstands- und Aufsichtsratsmitgliedern, die ja ehrenamtlich ihre Freizeit, ihre Kraft und ihren Wagemut eingebracht haben, herzlich gedankt.

(Grundlage des Beitrags: Alfred Leiding „Die Genossenschaft und ihre Wohnsiedlungen“ in: Festschrift der Genossenschaft zum 75. Jubiläum 1994, S.11 ff.)

* Seitenzahlen beziehen sich auf „Festschrift der Genossenschaft zum 75. Jubiläum 1994“



Einladung zur Gründungsversammlung der Genossenschaft

Cassel, den 12. März 1919

Nachdem Sie s. Zt. Ihre Teilnahme an der Gründung einer Kleinhaus-Baugesellschaft (im Erbbaurecht) in Aussicht gestellt haben, teilen wir ergebenst mit, daß die Gründung der Genossenschaft nunmehr erfolgen wird.

Wir laden Sie zu der am Freitag, den 21. März 1919, abends 8 Uhr im Saale des Gasthauses Günther, Frankfurterstraße 20 stattfindenden Gründungsversammlung hierdurch ein.

Tagesordnung:

1. Kurzer Bericht über die Entstehung der Genossenschaft und über ihre Zwecke und Ziele.
2. Besprechung des Satzungsentwurfs und Genehmigung der Satzungen.
3. Wahl des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
4. Verschiedenes

Unter Beifügung eines Entwurfs der Satzungen bitten wir gleichzeitig, den Anmeldezettel ausgefüllt mitzubringen.

Interessenten aus Ihrem Bekanntenkreise sind gleichfalls zur Gründungsversammlung sehr willkommen.

Namens des vorbereitenden Ausschusses:

Diez,
Stadtsekretär

Penndorf,
Lehrer

Cassel, den 12. März 1919

Hochzuverehrl. Herr Vorsitzmann der Gründung
unser Kleinrenten-Vereinsgesellschaft (im Gebrüderbuch) in Korbpfad ge-
stellt worden, wofür wir sehr dankbar sind, daß die Gründung der Ge-
sellschaft nunmehr erfolgen wird.

Wir bitten Sie zu dem

Frühjahr, den 21. März 1919, um 8 Uhr

im Lokal des Gasthauses "Gärtchen", Frankfurterstr. 20
Herzlichen Glückwunsch zur Gründung.

Vorgeschlagene

1. Bittenschrift über die Aufnahme der Gesellschaft und über
den Zweck und Ziele.
2. Aufzeichnung der Vorzüge-Entwürfe und Genehmigung der
Vorzüge.
3. Wahl des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
4. Kreisversammlungen.

Unter Zustimmung eines Entwurfs der Vorzüge bitten
wir gleichzeitig, den Gründungsmitgliedern unbefristet
mitzubekommen.

Entwürfe sind Herrn Sekretärin für die
Herzlichen Glückwunsch zur Gründung sehr willkommen.

Herzlichen Glückwunsch zum Aufsichtsrat:

Piez,
Vorstand

Penndorf,
Lafant.

Satzungen

der

Erbbau-Genossenschaft Cassel

eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.

Bezeichnung, Zweck und Sitz der Genossenschaft.

§ 1.

Die Genossenschaft führt die Bezeichnung „Erbbau-Genossenschaft Cassel, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht“ und bezweckt, ihren minderbemittelten Mitgliedern gesunde und billige Wohnungen zu beschaffen dadurch, daß sie auf dem ihr im Erbbau^{erwerb}recht zu überlassenden bebauungsfähigen Gelände Ein- und Zweifamilienhäuser errichten läßt. Die Bebauungspläne werden derartig aufgestellt, daß jeder zu vermietenden Wohnung eine angemessene Fläche Gartenland und Stallung für Kleinvieh beigegeben werden kann.

Die Genossenschaft hat ihren Sitz in Cassel.

Auszug aus der ersten Satzung, beschlossen in der Gründungsversammlung am 21. März 1919

Erbbau - Genossenschaft Kassel eG in Kassel

Gemeinnützige Baugenossenschaft

§ 1

Firma und Sitz

Die Genossenschaft führt die Firma

Erbbau-Genossenschaft Kassel e G

Sie hat ihren Sitz in Kassel.

§ 2

Gegenstand

(1) Zweck der Genossenschaft ist vorrangig eine gute, sichere und sozial verantwortbare Wohnungsversorgung (gemeinnütziger Zweck) der Mitglieder der Genossenschaft.

(2) Die Genossenschaft kann Bauten in allen Rechts- und Nutzungsformen bewirtschaften, errichten und erwerben. Sie kann zur Ergänzung der wohnlichen Versorgung ihrer Mitglieder Gemeinschaftsanlagen und Folgeeinrichtungen, Läden und Räume für Gewerbebetriebe, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Einrichtungen bereitstellen.

(3) Die Genossenschaft führt ihre Geschäfte nach den Grundsätzen der Wohnungsgemeinnützigkeit im Rahmen dieser Satzung.

(4) Die Genossenschaft war am 31.12.1989 als gemeinnütziges Wohnungsunternehmen anerkannt. Sie darf nur die Tätigkeiten einer von der Körperschaftsteuer befreiten Genossenschaft im Sinne des § 5 Abs.1 Nr.1o KStG betreiben.

(5) Die Ausdehnung des Geschäftsbetriebes auf Nichtmitglieder ist nur für die Verpachtung von unbebauten Grundstücken zulässig.

....

....

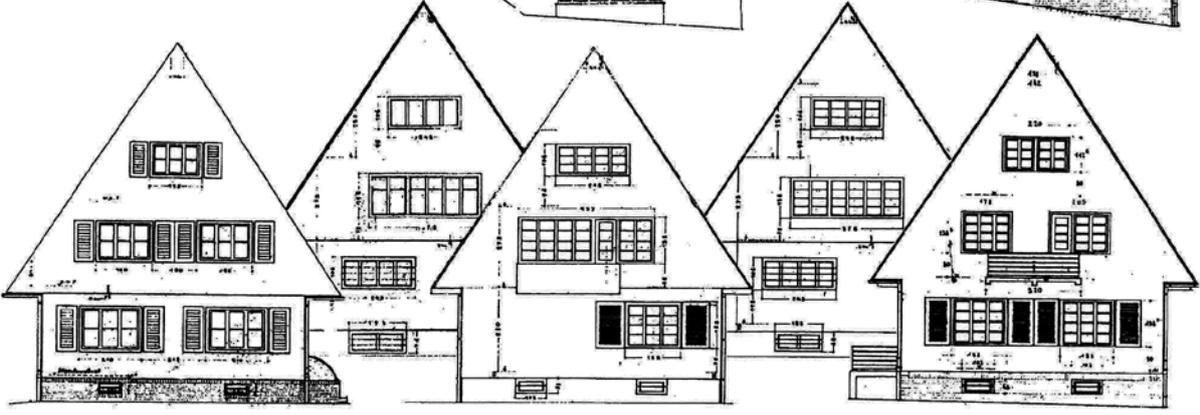
Beschlossen in der Ordentlichen Mitgliederversammlung am 20. Juni 1990.

Auszug aus der heutigen Satzung von 1990

ERBBAUGENOSSENSCHAFT
RIEDWIESENSIEDLUNG
GIEBEL



ENTWURF U. BAULEITUNG
1928



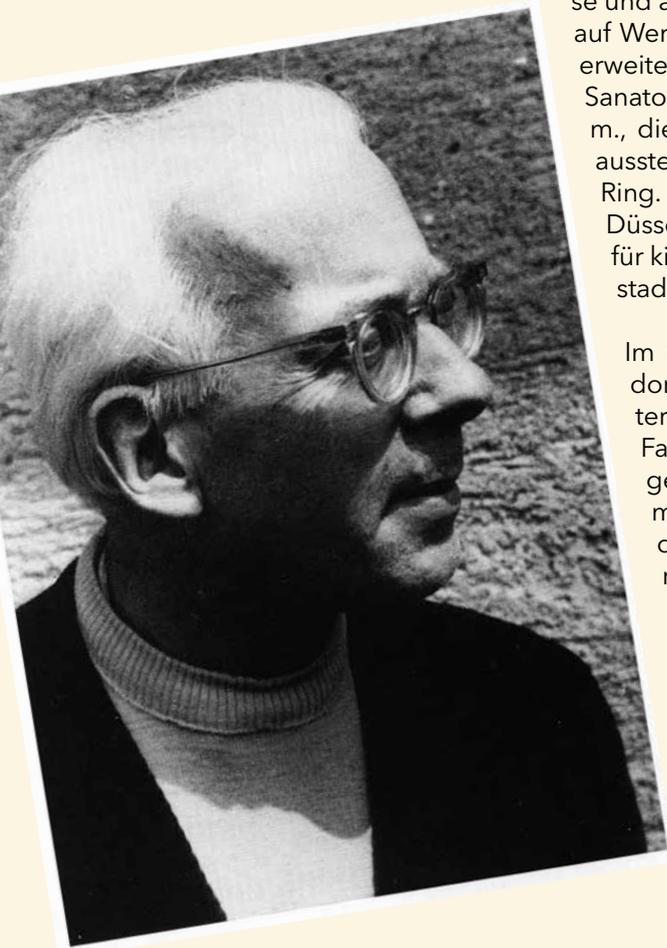
Hans Soeder

Der Architekt der Riedwiesen Siedlung

Hans Soeder wurde am 18.10.1891 in Berlin geboren, sein Vater stammt aus einer alten Darmstädter Familie und seine Mutter aus Ostpreußen. Er hatte drei Geschwister.

1910 bestand er das Abitur am Realgymnasium in Berlin. Schon als Schüler malte, ruderte und wanderte er. 1910 bis 1914 studierte er in München und Darmstadt Architektur. Dazwischen arbeitete er als Praktikant bei einem Zimmermann im Harz, wo er die alten Techniken des Holzbaus kennenlernte. Daneben engagierte er sich in der Jugendbewegung. 1914 erhielt er einen Architektur-Preis und legte die Diplomhauptprüfung ab. Nach dem Ausbruch des ersten Weltkriegs wurde er Soldat. Den größten Teil der Militärzeit war er in Rußland, wo er eine starke innere Beziehung zu diesem Land entwickelte und auch das Material zu seiner Doktorarbeit sammelte. 1918 bekam er Urlaub zur Fertigstellung der Dissertation „Beitrag zur Geschichte des Holzbaus“ und bestand die Prüfung mit Auszeichnung. Nach dem Krieg folgen viele Tätigkeiten, teilweise parallel, Assistent an der TH Darmstadt und Konstrukteur für Holzbau. 1920 bis 1923 Ausbildung, Tätigkeiten und Prüfungen zum Regierungsbaumeister in Wetzlar, Giessen und Darmstadt, Planungen, Bauleitungen von Satellitenorten, Bauten, Wettbewerbe, Aufsätze, ein Buch »Das Holzwerk des Kleinhauses«, Mitglied der Darmstädter Sezession und der Novembergruppe, Planung und Modell einer Holzkirche. 1923 Mitarbeiter von Otto Bartning in Berlin zur Planung der Sternkirche u. a. m. Im Sommer Regierungsbaumeister am Staatsbauamt Gleiwitz zur Oberleitung beim Bau von 1000 Flüchtlingswohnungen nach Plänen von Ernst May. Oktober 1923 Berufung als a. o. Professor an die Kunstakademie Kassel zur Leitung einer Meisterklasse und als geschäftsführender Direktor zur Durchführung der Umstellung auf Werkstattausbildung. Daneben Planung und Oberleitung von Stadterweiterungen, Siedlungen, Wohnblocks, Einzelhäuser, Kinderheime, Sanatorien, Wettbewerbsentwürfe für Kirchen, Verwaltungsbauten u. a. m., dienstliche und öffentliche Vorlesungen, Organisation von Kunstausstellungen und Reisen. Mitglied, Vorstand des BDA, Werkbund, Der Ring. 1932 Berufung als a. o. Professor an die Staatliche Kunstakademie Düsseldorf. Tafelwerk »Baukunst als geistige Welt« auf der Ausstellung für kirchliche Kunst im Museum Folkwang Essen. Planung einer Wohnstadt bei Godesberg.

Im Sommer 1933 wurde er mit Paul Klee und Heinrich Campendonk als ‚Kunst-Bolschewist‘ ohne Versorgung entlassen. Im Winter schwerkrank nach Oberstdorf übersiedelt, Auflösung der Familie, Verteilung der Kinder. Existenzaufbau als selbständiger Architekt, Gespräch mit C. G. Jung in Zürich über die Urformen der Baukunst. Die Bautätigkeit wurde ständig behindert durch den späteren General-Baudirektor Giesler, 1936 Umzug nach Darmstadt, Beratender Architekt der Zeppelin-Reederei in Frankfurt/M, Planung und Oberleitung der Siedlung Zeppelinheim, Betriebsgebäude am Flughafen und Innenausstattung des LZ 130. 1939 Entzug aller öffentlichen Aufträge durch den Gauleiter der NSDAP, Verbot der Teilnahme an Wettbewerben und Ausstellungen. Das Frankfurter Büro wird aufgelöst, über das Teilbüro Darmstadt werden private Bauten fertiggestellt. Über persönliche Vermittlung wird eine Tätigkeit an der Staatsbauschule Idstein möglich, und er wird später aufgrund der Lehrerfolge als beamteter Baurat übernommen, April 1941 bis Ende 1943 beurlaubt als Stipendiat der Deutschen Forschungsge-



meinschaft und des Deutschen Archäologischen Instituts zur Aufnahme kriegsbedrohter Bauüberlieferungen in Italien aufgrund der 1932 gelungenen Entdeckung noch fortlebender Langobardensiedlungen in Oberitalien. 1944 Berufung als a. o. Professor an die TH Breslau auf den von der NSDAP ideologisch nicht kontrollierten Lehrstuhl für Baustoffkunde auf Grund von Aufsätzen und Schriften, um daneben die Forschungsergebnisse aus Italien zu bearbeiten. Der Luftangriff, der Darmstadt am 11.9.1944 zerstörte, vernichtete auch die dort gelagerte Forschungsstelle. Beim russischen Vorstoß auf Breslau 1945 dienstlich angeordnete Überführung der Forschungsreste in den Westen.

Nach dem Krieg 1945 Aufbau einer neuen Existenz als freier Architekt in Jugenheim a. d. Bergstraße. Anfangs einige Umbauten, dann Entwicklung neuer Bauweisen mit Leichtbeton und Stahlbetonmontage.

1.4.1948 bis 30.9.1951 Direktor der Werkkunstschule der Stadt Wiesbaden, die er mit seinen reichen Erfahrungen zeitgemäß neu aufbauen konnte. Das erfolgreiche Konzept entstand in Zusammenarbeit mit anderen Kunstschul-Leitern und wurde an anderen Orten übernommen. Ab 1952 Wiederherstellung der im Krieg verlorenen Forschungsergebnisse aus Italien, größtenteils mit einem Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft auf Antrag der Westdeutschen Rektorenkonferenz und des Deutschen Archäologischen Instituts. 1955 Erkrankung und Herzinfarkt infolge Überarbeitung. Danach Aufarbeitung der Forschungsergebnisse für die Veröffentlichung. Daneben liefen einige Pläne und Bauten. 1959 Emeritus der Fakultät für Architektur der TH Darmstadt. Am 4.8.1962 Tod in Basel.

Das Buch war bis auf wenige Seiten und Zeichnungen fertig, und der jüngste Sohn, C. J. Soeder, der ihn auf der letzten Reise begleitete, hat die letzten Arbeiten durchgeführt und das Buch herausgegeben. Es erschien mit dem Titel »Urformen der abendländischen Baukunst« 1964 bei DuMont.

Der künstlerische Nachlass befindet sich im Bauhaus Archiv in Berlin, soweit er über den Krieg erhalten blieb. Einzelne Stücke befinden sich bei den Kindern.

Andreas Soeder

(ein Sohn des Architekten Professor Dr. Hans Soeder)



Die Fasanenhof-Siedlung

Alfred Leiding (aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum)

Das Siedlungsgebiet der Genossenschaft lag etwa 750 m nördlich der Weserspitze, an der damals etwa die geschlossene Wohnbebauung endete. An öffentlichen Verkehrsmitteln gab es seit 1917 die Straßenbahnlinie 4 der Großen Casseler Straßenbahn AG von der Prinzenquelle über das Theater nach Wolfsanger. Ab 1927 verkehrte die Linie 14 von der Germaniastraße über den Hauptbahnhof zur Eisenschmiede. Außerdem fuhr ab 1929 die Omnibuslinie J der Kasseler Omnibusgesellschaft auf der Strecke Simmershausen - Ihringshausen - Eisenschmiede - Hauptbahnhof - Niederzwehren.

Unsere Häuser wurden in den Jahren 1926 bis 1930 in drei Bauabschnitten erbaut. Etwa zeitgleich entstanden die Siedlungen der anderen drei im Bereich der Kreuzung Ihringshäuser Straße/Eisenschmiede/Am Fasanenhof beteiligten Baugenossenschaften. Während die Bebauung durch den Bebauungsplan von 1925 nach städtebaulichen Gesichtspunkten in bezug auf Fluchtlinien, Gebäudegrößen und -höhen für alle Bauten einheitlich vorgegeben waren, unterschieden sich die Häuser in den Wohnungsgrößen zwischen Zwei- und Vier-Zimmerwohnungen. Es herrschten jedoch Klein- und Mittelwohnungen vor.

Zunächst wurden in einem ersten Bauabschnitt die Häuser Ihringshäuser Straße 50-56 gebaut. Bereits am 7. November 1925 lagen die Angebote von fünf Baufirmen für die Erd- und Maurerarbeiten vor. Sie lagen zwischen RM 41 850 und RM 44 600, also bei einer Preisdifferenz von 6,6 % dicht beieinander. Aufgrund von Preisnachlass-Angeboten zweier Firmen wurde die Vergabe verschoben. Diese Firmen waren mit ihren Angeboten auf RM 40 000, heruntergegangen. Die Firma Friedrich, die später noch die Genossenschaft in finanzielle und personelle Schwierigkeiten bringen sollte, ging schließlich auf einen Preis von RM 28 pro m³ umbauten Raum für eine schlüsselfertige Ausführung herunter. Sie erhielt daraufhin mit Beschluss vom 12.12.1925 den Auftrag für alle vier Häuser an der Ihringshäuser Straße.

Anfang Februar 1926 wurde dann bekannt, dass auf Veranlassung der Hessischen Heimstätte und mit Unterstützung der Stadtverwaltung nunmehr das Eckgebäude Ihringshäuser Straße 56 dreistöckig gebaut werden sollte. Die Genossenschaft wurde dabei von den anderen beteiligten Genossenschaften in der entscheidenden Sitzung überstimmt. Die Stadt hatte allerdings zugesagt, dass keine weiteren dreistöckigen Bauten vorgesehen seien. Bereits am 15. April war das Eckgebäude gerichtet.

Das Richtfest sorgte dann wegen der Kostenüberschreitung allerdings für einigen Ärger. In der Vorstandssitzung am 9.6.1926 wird festgestellt, dass für das Richtfest des »Eckhauses auf Fasanenhof« (Ihringsh.Str. 56) dem Aufsichtsratsmitglied König 100 bis 150 Liter Bier bewilligt worden waren. Die Überschreitung wird beanstandet, muss aber bewilligt werden. An Herrn König geht am 17.6.1926 folgendes Schreiben:

Sehr geehrter Herr König, in der letzten Vorstandssitzung ist ein Beschluß herbeigeführt worden über die Bezahlung der Rechnung vom Richtfest des Eckhauses auf Fasanenhof. Wir konnten die Überschreitung der bewilligten Summe ganz unmöglich gutheißen, besonders nicht die Verabreichung von Bier und Schnaps über das vereinbarte Quantum hinaus. Der Vorstand hat sich nur schweren Herzens zur Bezahlung entschlossen und mir den Auftrag erteilt, Ihnen zu schreiben, daß es nicht angängig ist, einen von Vorstand und Aufsichtsrat gefaßten Beschluß zu mißachten. Auch hat der Vorsitzende des Aufsichtsrates von dem Schreiben Kenntnis erhalten.

Der Vorstand i.A. Heide

Leider sind Höhe und Inhalt der Rechnung nicht mehr bekannt.

Eine späte Nachwirkung dieses Ruffels ist möglicherweise noch in der Abrechnung für das Richtfest anlässlich des Wiederaufbaus des Doppelhauses Ihringshäuser Straße 50/52 am 26.5.1950 zu spüren:

Betrifft: Ausgaben für das Richtfest Ihringsh.Str. 50 und 52 am 26.5.1950

Beleg	Nr. 1 =	3,50 DM	für	88 Brötchen
	Nr. 2 =	47,40 DM	für	40 Fl.Bier und Rauchwaren
	Nr. 3 =	9,40 DM	für	2 Fl.Nordhäuser
	Nr. 4 =	0,92 DM	für	23 Pappteller
	Nr. 5 =	17,60 DM	für	11 Pfd.Kochwurst
Kein Beleg	=	0,25 DM	für	Senf
	=	79,07 DM		

gez. Grein

Wegen fehlender Zusagen für weitere Hauszinssteuer Hypotheken konnte die Genossenschaft im Jahre 1926 im Gegensatz zu den Riedwiesen am Fasanenhof keine weiteren Bauten mehr beginnen.

In der hinter den Arkaden des Hauses Ihringshäuser Straße 54 liegenden Erdgeschosswohnung wurde Ende 1933 ein Milchgeschäft eingebaut. Dieser Um-

bau erfolgte noch durch Reg. Baumeister a.D. Sichel und wurde durch einen Reichszuschuss gefördert. In dem neuen Stadtteil gab es zunächst keine Läden; die Versorgung erfolgte durch »fliegende Händler«. Die Zusammenarbeit mit Sichel hatte vorerst mit der Fertigstellung des ersten Bauabschnittes geendet. Die endgültige Bauabrechnung zog sich noch bis zum Oktober 1928 hin, so dass zunächst noch keine endgültigen Mieten festgesetzt werden konnten. Es gibt keine konkreten Hinweise, warum Sichel mit den weiteren Bauabschnitten nicht mehr beauftragt worden ist. Offenbar lagen aber Versäumnisse seinerseits vor. So waren in den Häusern Ihringshäuser Straße 50 und 52 in den Bädern die Heizöfen und an der Gebäuderückseite die Fensterläden im ersten Obergeschoss vergessen worden. Der Architekt und der Bauunternehmer Friedrich sollten sich den Schaden teilen.

Im Februar 1927 wurden die Architekten Stöhr und Becker sowie Franke, der von der Regierung empfohlen worden war, zur Vorlage von Entwürfen für die Häuser in der Kowitzstraße aufgefordert. Mitte März wurde beschlossen, aufgrund der vorgelegten Entwürfe beim nächsten Bauabschnitt beide zu beauftragen. Ende Juli 1927 fiel durch das Los die Entscheidung, dass Stöhr und Becker das »Drillingshaus« Kowitzstraße 21/23/25 und Franke die beiden Doppelhäuser Kowitzstraße 14/16 und 18/20 bauen sollten. Die für die Doppelhäuser vorliegenden fünf Angebote für die Erd- und Maurerarbeiten lagen zwischen RM 18620 und RM 20889, die fünf Zimmerangebote zwischen RM 6453 und RM 7462.

Mitte August wurden die ersten Aufträge für die beiden Doppelhäuser vergeben. Ende August stellte sich aufgrund einer von den Architekten Stöhr und Franke vorgenommenen Kostenaufstellung heraus, dass für die Wohnungen in der Kowitzstraße mit untragbar hohen Mieten zu rechnen war. Als Höchstpreis sollte ein Preis von RM 23 pro m³ umbauten Raum angestrebt werden. Sofern die Firma Friedrich nicht auf diesen Preis heruntergehen wolle, sollten durch eine Verringerung des Bauumfanges, jedoch nicht zu Lasten der Wohnräume, tragbare Mieten erreicht werden. Verhandlungen mit Friedrich führten zu einem Preis vom RM 23,50 pro m³. Das bedeutete eine Erhöhung der bisher kalkulierten Mieten für Dreizimmerwohnungen um RM 13 im Monat und für Zweizimmerwohnungen um RM 5 im Monat. Die Vergabe an Friedrich lässt darauf schließen, dass von der Ausnahmeregelung im Erbbauvertrag Gebrauch gemacht wurde, wonach die Vergabe an einen Generalunternehmer nur dann zugelassen wurde, wenn damit ein wesentlich niedrigerer Gestehungspreis erreicht werden konnte.

Die Angebotsdifferenzen und die zum Teil gewährten Preisnachlässe im Jahre 1927 fielen in eine Zeit, in der der Wohnungsbau in Kassel einen starken Auftrieb erfuhr. Unter den 1028 neuen Wohnungen bildeten den Schwerpunkt circa 750 Wohnungseinheiten mit drei bis vier Zimmern. An dem Gesamtzuwachs waren die Baugenossenschaften mit 560 Wohnungen beteiligt. Nachdem sich die Zahl der von ihnen errichteten Wohnungen gegenüber den Vorjahren fast verdoppelt hatte und die Finanze-



Ihringshäuser Straße 52-54 ...



... zerstört am 3. Oktober 1943 durch Bombenangriff

rung der Bauvorhaben als gesichert gelten konnte, waren die Genossenschaften für die Bauwirtschaft interessante Geschäftspartner geworden, die nicht nur eine Kapazitätserhaltung, sondern auch eine -erweiterung versprachen.

Die Arbeiten wurden in allen drei Bauabschnitten von der Baukommission überwacht, ihr wurde zum Teil auch die Beschaffung von Ausstattungsgegenständen wie zum Beispiel Küchenherden u.ä. übertragen. Die insgesamt 35 Wohnungen verteilten sich wie folgt:

- 11 Zweizimmerwohnungen: Ihringshäuser Str, 54 (3), Koltzstr. 14, 16, 21, 25 (je 2),
- 15 Dreizimmerwohnungen: Ihringshäuser Str. 52 (2) und 54 (5), Koltzstr. 17,18, 20, 23 (je 2),
- 8 Vierzimmerwohnungen: Ihringshäuser Str. 50, 52 (je 2), 54 (1) und 56 (3)
- 1 Fünzimmerwohnung: Koltzstr. 19.

Alle Wohnungen hatten Bad/WC und Küche, eine Kammer im Dachgeschoss sowie ein Stück Gartenland hinter dem Haus. In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten mit hoher Arbeitslosigkeit (auch unter unseren Mitgliedern) bestand die Freizeitgestaltung zum großen Teil in Gartenarbeit. So waren diese Nutzgärten nicht nur eine willkommene, sondern oft auch dringend benötigte Hilfe für den Lebensunterhalt



Blick in Koltzstraße



Ihringshäuser Straße 50-56

Erinnerungen an fast 60 Jahre in der Ihringshäuser Straße

Rosemarie Prentzell

(aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum)

Sechzig Jahre in der Ihringshäuser Straße? Wer das hört oder liest, wird es kaum für möglich halten, dass es jemand in dieser verkehrsreichen Straße so viele Jahre ausgehalten haben will. Nun, hierzu muss gesagt werden, dass »unsere Ihringshäuser« einmal eine ganz ruhige, dichtbewachsene Eichenallee gewesen ist. Sie diente Kindern und Erwachsenen als ideale Rodelbahn, und manche erinnern sich noch an rasante Schlittenfahrten bis zur Weserspitze. Die Allee war 1791 im Auftrag von Landgraf Wilhelm IX. gepflanzt worden und hat 130 Jahre gestanden. Dann wurden die Bäume gefällt.

1926 hatte die Genossenschaft an dieser Straße die Häuser Nr. 50 bis 56 erbaut, eingepasst in die dort von der Stadt so vorgesehene Bebauungsvorschrift. Im Sommer 1934 zogen wir ins Haus Nr. 52. Hier ließ es sich gut wohnen. Jeder Mieter hatte hinterm Haus seinen Garten, wo wir Kinder herrlich spielen konnten. Auf der Straße kaum Autos, die Straßenbahn fuhr von der Weserspitze kommend am Krankenhaus vorbei bis zur Endstation »Eisenschmiede« in der Ihringshäuser Straße. Viele schöne Erinnerungen sind bis heute geblieben. Damals wohnten die Nachbarn, deren Namen mir heute noch vertraut sind, über viele Jahre in ihren Wohnungen. Gegenwärtig ist mir noch das Milchgeschäft der Schwestern Else und Emmi Schmidt hinter den Arkaden des Hauses Nr. 54. An heißen Sommertagen luden Tische und Stühle vor dem Laden zum Verweilen ein.

Leider wurden die Häuser am 3. und 22. Oktober 1943 durch Bomben zerstört, und es blieb das übrig, was auf dem Foto auf Seite 19 an die schrecklichen Angriffe vor über fünfzig Jahren erinnert.

Es dauerte sieben Jahre, bis wir, die Bewohner der Häuser Nr. 50 und 52, wieder einziehen konnten. Einige Ehemalige blieben fern, dafür kamen neue Mieter. Die Wohnungen waren jetzt kleiner aufgebaut, so dass die doppelte Anzahl an Familien Platz fand. Auch mit ihnen stellte sich wie in früheren Zeiten eine gute Hausgemeinschaft her, die zu pflegen wir immer bemüht waren.

An den starken Autoverkehr in den letzten Jahren mit Lärm und Abgasen von 20 000 Autos täglich hat man sich gewöhnen müssen. Durch Bepflanzung mit Sträuchern und Bäumen im Vorgarten ist es einigermaßen erträglich geworden. Ein Glück, dass wir

unsere Gärten hinter dem Haus zur Kowitzstraße hin haben! Eine Oase trotz unmittelbarer Straßennähe!

Zu den Genossenschaftshäusern Fasanenhof gehören auch die in der Kowitzstraße, einer ruhigen Straße, früher auch Spielstraße genannt, ohne Durchgangsverkehr, zumindest in dem Teil, wo die Erbbauhäuser stehen.

Generationen sind der Erbbaugenossenschaft treu geblieben. Von früheren Mitgliedern und Mietern aus meiner Kindheit sind noch heute die Erben sowohl in der Kowitzstraße als auch in der Ihringshäuser Straße zu Hause.



Die Ihringshäuser Straße war einst eine Allee



Friedrichsgymnasium 1945-49

Sauerkrautverein

Umweltaktion



Ein Gymnasium in den Riedwiesen

Hermann Hoffmann aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum

Seit den dreißiger Jahren haben die Riedwiesen den Beinamen »Tintenviertel« oder »Tintenhausen«, weil dort viele Lehrer wohnen. Eine der markantesten Persönlichkeiten war Paul Wagner, Riedwiesen 40, seit 1926 Lehrer am Friedrichsgymnasium. Ihm verdanken die Riedwiesen eine besondere Episode.

Das Gymnasium war 1943 in der Innenstadt zerstört und die Schüler bis Kriegsende auswärts unterrichtet worden. Im November 1945 wurde die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Schule erteilt und Paul Wagner zum Schulleiter berufen. Zur Ausstattung der Schule mit Unterrichtsräumen und Lehrmitteln sahen sich Staat und Stadt aber nicht in der Lage. In dieser Situation entschloss sich der Schulleiter, sein Privathaus in den Riedwiesen zur Verfügung zu stellen. Buchstäblich jeder Quadratmeter des Siedlungshauses wurde doppelt genutzt: als Wohnraum für die Familie und für Unterrichtszwecke.

Die persönlichen Opfer der Familie Wagner waren groß. Vom Ausmaß der Improvisation in diesen Kriegstagen kann man sich heute kaum noch ein Bild machen. Unterrichtsmaterialien wurden von den Familien der Lehrer in abendlichen Arbeitsstunden mit der Schreibmaschine oder, wie im Falle des Griechischen, durch handschriftliches Kopieren erstellt und anderntags von den Schülern genutzt. Diese saßen auf dem Biedermeiersofa der Wagners und den zugehörigen Sesseln, aber auch auf den Längsseiten von Bettgestellen. Ein Vorhang trennte im Wohnzimmer die Schulstube von einem kleineren Raum für die Familie ab.

Eine ministerielle Auflösungsanordnung für diesen »Privatbetrieb« im Juni 1946 wurde durch Zusammenwirken von Regierungsdirektor Hermann Schafft und dem Schulleiter abgewendet. Zwar wurden bald Unterrichtsräume in anderen Schulen gewonnen, aber Schulleitung, Sekretariat und drei Klassen waren über gut drei Jahre im Riedwiesenhause untergebracht.

Kaum wird sich der Leser das ungewöhnliche Schulleben vorstellen können: Schüler sollten möglichst die kleine Toilette im Keller benutzen, während das Bad im ersten Stock für Familie Wagner und die Lehrkräfte vorgesehen war. Wenn Mechtild Wagner, damals Musikstudentin, im ersten Stock auf porzellanem Thron Cello übte, konnte man durch die Luftheizung während des Unterrichts jeden Ton in den anderen Räumen hören. Das Cellospiel wurde unterbrochen, wenn der »Thron« anderweitig benötigt wurde. Der große Flügel im Wohnzimmer stand selbstverständlich für den Musikunterricht der FG-Schüler zur Verfügung. In der Waschküche befand sich eine Chemikaliensammlung, und im benachbarten Kellerraum wurde unterrichtet, zum Teil mit physikalischen und chemischen Versuchen. Im ersten Stock waren das Schulleiterzimmer, damit auch das Sekretariat und zugleich Lehrerzimmer, und ein weiterer Klassenraum.

Ein solcher Schulbetrieb in der Notzeit konnte nur mit einer außergewöhnlichen Persönlichkeit am Leben gehalten werden: Frau Margarete Wagner. Viele ältere Riedwiesenbewohner erinnern sich gern an die stets hilfsbereite Familienmutter. Sie kannte

fast alle Bewohner der Siedlung und war eine wertvolle Beraterin und Helferin. Bald erkannten Schüler, Lehrer und zum Teil auch Eltern die großartigen Fähigkeiten der Haus- und Schulmutter. Ihr Rat wurde oft gesucht und gefunden. Dazu einige Erinnerungen:

Frau Wagner versorgte regelmäßig die Kohleöfen des Hauses. Wenn ein Schüler vergessen hatte, während des Unterrichtes den Ofen im Kellerraum zu kontrollieren, wurde in der folgenden Pause von Frau Wagner der Ofen ausgeräumt und neu angezündet. Auch der Gong zu Beginn und Ende ei-

Riedwiesen 40
Frau Wagner kümmert sich um das Essen





ner Pause wurde von Frau Wagner bedient und war in der Siedlung zu hören.

Dass in den Jahren bis 1948 gehungert wurde und Kinder darunter besonders leiden mussten, ist bekannt. Für die Riedwiesenschüler wurde im Katharinenhaus Schulspeisung gekocht, die täglich in Kübel gefüllt und von Schülern zu Wagners gebracht wurde. Meistens übernahm Frau Wagner die Austeilung des Essens. Manche Schüler vergaßen, ihr Essgeschirr mitzubringen. Dann bekamen sie die Porzellanteller des Hauses. Doch zerbrochenes Geschirr konnte damals kaum ersetzt werden!

Eine kleine Anekdote mag Frau Wagners schulmütterliches Wirken verdeutlichen: In einer Pause kam ein Schüler mit brennender Zigarette in die Küche. „Aber Kawi“, rief Frau Wagner, „Sie wissen doch, dass Rauchen in der Schule verboten ist!“ In diesem Augenblick erschien Herr Wagner in der Küchentür. Da reichte der Schüler die Zigarette hinter seinem Rücken an Frau Wagner weiter, und diese führte sie als die ihre zum Mund.

Mehrere Abiturprüfungen fanden in den Jahren 1947 und 1948 in dem Riedwiesenhaus statt. Dabei wurden selbstverständlich die Prüfungskommissionen durch Frau Wagner versorgt

1946 oder 1947 erhielten die Riedwiesen wieder Gasanschluss. Dabei wurde offensichtlich übersehen, dass das gegenüberliegende Haus Kleebreite 14 eine nicht abgeschaltete Gasleitung hatte. Als einige Schüler das Gas rochen, meldeten sie dies nicht weiter, sondern einer von ihnen hielt ein bren-

nendes Streichholz an die Leitung. Die Jungen kamen mit dem Schrecken davon. Aber der notwendige Feuerwehreinsatz brachte dem Schulleiter zusätzliche Unannehmlichkeiten.

Zu Ostern 1949 trat Oberstudiendirektor Wagner in den Ruhestand. Damit waren alle schulischen Veranstaltungen in seinem Privathaus von Amts wegen verboten. Der neue Schulleiter ebenso wie die Schüler mussten zunächst primitive Räume in der Heinrich-Schütz-Schule beziehen. Kein Umfeld für Abiturprüfungen. Der Schülervorschlag zur Prüfung im Hause Wagner wurde abgelehnt. Ohne Wissen des neuen Schulleiters besuchten zwei Schüler das Ehepaar Wagner.

Die „Hausmutter“ Wagner (übrigens auch im Sauerkrautverein aktiv - ein Original) schlug folgendes vor: „Sprecht mit den FG-Lehrern Mentel und Dr. Schrader! Vielleicht können die erfahrenen und geschätzten Pädagogen das Schulamt umstimmen.“ Erfolg: Auch 1949 durften beide Prüfungen im Riedwiesenhaus stattfinden. Schon bald nach dem Abitur 1949 erhielt das FG neue Räume in der Innenstadt. So kamen auch die Schüler wieder in normale Klassenräume, Die Möbel der Familie Wagner mussten nun gründlich aufpoliert werden.

1945
bis
1949

Der Sauerkrautverein

Irmgard Hoffmann aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum

Es begann 1944 mit einem Krauthobel. Dieser gehörte dem vielseitigen Alt-Kirchditmolder Haushaltswarengeschäft Trinkaus. Man konnte den Hobel ausleihen gegen ein geringes Entgelt, mußte aber jedenfalls den Weg aus den Riedwiesen ins »Dorf« Kirchditmold und zurück auf sich nehmen und den nicht ganz leichten Hobel tragen.

Ein Kreis von Nachbarinnen traf sich regelmäßig am Dienstagabend, seit durch die Zerstörung Kassels der gemeinsame Weg zur Übungsstunde der »Singgemeinde« ausfiel. In Waldau hatten wir bei freundlichen Bauern das Kraut geholt, was damals nur durch persönliche Beziehungen möglich war, und hatten beschlossen, dass es von allen am gleichen Tage, Haus für Haus, eingehobelt werden soll. Als dies bei Beckers, Riedwiesen 46, und bei Hoffmanns, Geröderweg 16, bereits geschehen war, kam der Hobel zu Neubauers, Geröderweg 22. Aber Frau Neubauer, damals schon ehrenamtliche Leiterin der Kirchlichen Frauenarbeit in Kassel, hatte an diesem Tag eine wichtige Besprechung in ihrem Wohnzimmer. Was tun? Das Fass stand in der Küche bereit, also schritten die Nachbarinnen zur Tat und hobelten nach Kräften. Auch Nachbar Becker kam zur Unterstützung herbei. Um ihn zu recht kräftigem Stampfen des Krauts anzufeuern, nannte man ihm Leute, die er sich in dem Fass sitzend vorstellen sollte, zum Beispiel den Reichspropagandaminister Goebbels. Sofort stampfte Herr Becker in seiner Wut recht viel Saft aus dem Kraut, wie es richtig ist. Nach beendeter Besprechung fand Frau Neubauer ihr Fass gefüllt. Voll Dankbarkeit sagte sie: »Ich muß doch diesen ganzen Sauerkrautverein mal einladen«, und der Name war da.

Zu unserem Kreis gehörten von Anfang an noch Frau Askevold, Geröderweg 21, und Frau Schmidt, Geröderweg 23. Man stopfte die Wäsche und die Strümpfe der Familie. Die Strümpfe bestanden fast nur aus »Stopfe« und zwar in den abenteuerlichsten Farben, je nach dem Garn, das sich noch in den Haushalten fand oder irgendwie aufribbeln ließ.

Nachdem 1944 endlich der Bunker im Lindenberg fertig war, traf man sich fast allnächtlich dort. Wenn schon alle Schutzsuchenden im Stollen waren, hörte man noch draußen Gerumpel: Erich Hoffmann, Riedwiesen 39, brachte im schweren Handwagen seine kranke Mutter. Die steile Kleebreite hinauf half regelmäßig Frau Wagner, Riedwiesen 40, mit starken Kräften schieben. Sie war überhaupt ein Vorbild an Hilfsbereitschaft und sorgte mit ihrem Humor für manch befreiendes Lachen. Man lernte sich kennen

und schätzen. So beschloss der Sauerkrautverein, SKV abgekürzt, auch sie und Frau Kirchner (Am Hange 31) in unseren Kreis einzuladen. Das war eine große Bereicherung. Als letzte kamen noch die Studienrätin Dr. Roloff und die aus Ostpreußen gekommene Frau Trautmann, beide zuerst Riedwiesen 30, dann Kleebreite 14, dazu.

Weil inzwischen die NS-Herrschaft vorbei war und wir Deutschen wieder Zugang zur außerdeutschen Geisteswelt hatten, wurde viel englische und französische Literatur gelesen und besprochen. Der SKV war aber durchaus kein elitärer Literaturkreis, sondern das, was man früher schlicht als »Kränzchen« bezeichnet hätte. Man besprach auch seine häuslichen Sorgen, überlegte, wie man zusätzlich zu den kargen Zustellungen etwas für die Familie beschaffen konnte, und half sich gegenseitig. Von einer kleinen Portion Schmalz, die an Frau Neubauer gekommen war, bekam jeder einen Esslöffel voll. Da schwammen dann auf den bescheidenen Eintöpfen der Familien am nächsten Tag einige Fettaugen! In Frankenberg, wo meine Schwester wohnte, gab es ohne Marken ein Molkeprodukt, Albu genannt, zu kaufen. Da fuhr öfter jemand hin und holte eimerweise das kostbare Essgut, das dann treu im SKV geteilt wurde. Die je vier Stunden Bahnfahrt hin und zurück wurden halt in Kauf genommen.

Gern gewöhnte man sich dann an die langsam besser werdenden Zeiten. An den SKV-Abenden gab es nun echten Tee zu trinken, zunächst noch von Freunden oder Verwandten aus England und USA geschickt, später auch in unseren Geschäften Schmoll und Grashoff käuflich.

Etwa dreißig Jahre hat dieses ungewöhnliche »Kränzchen« bestanden. Die noch lebenden Teilnehmerinnen denken gern an diese Zeit in den schönen Riedwiesen zurück.

Der Sauerkrautverein feiert Fasching 1958



Frau Hoffmann, Frau Treiber, Frau Neubauer



Frau Trautmann, Frau Wagner, Frau Kirchner



Frau Becker, Frau Dr. Roloff, Gast

1944
bis
in die
1970er

Umweltaktion mit Karren und Rädern

Julia Görg aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum

Der Nachbarschaftskreis Riedwiesen hatte sich die Aufgabe gestellt, ökologische, politische und soziale Fragen zu durchdenken und durch persönlichen Einsatz an ihrer Lösung mitzuwirken. Die Initiative zu diesem Kreis war von Dr. Ernst Heimbucher ausgegangen. Die atomare Gefahr, die politisch und ökologisch bedrohliche Aufrüstung, die Energieverschwendung und Bedrohung der natürlichen Grundlagen unseres Lebens durch unsere industrielle Lebensweise waren die Themen, die die Menschen in diesem großen Kreis umtrieben und zu denen sie überlegten, wie sie sich verhalten, was sie selbst tun könnten.

Ein Schritt in diese Richtung war die Altpapiersammlung, die Kurt Görg (Am Juliusstein 18) 1979 startete, ein Versuch, Umweltschutz und Nachbarschaftshilfe vor der eigenen Tür zu praktizieren. Um Benzin zu sparen, sollten zum Sammeln nach Möglichkeit Fahrräder mit Anhängern und Handkarren benutzt werden. Als Helfer bei der Aktion standen Herrn Görg Schüler und Schülerinnen im Alter von etwa acht Jahren an aufwärts zur Seite. Mit ihnen bastelte er Fahrradanhänger aus ausgedienten Kinderwagen, Obstkisten, Wäschekörben und dergleichen. Gemeinsam wurde das Jahressammelprogramm mit den Daten der Sammeltage ausgetragen und in die Briefkästen gesteckt für etwa fünfhundert Haushalte. Es wurden die Straßen untereinander aufgeteilt und die Adressen vorgemerkt, wo Hilfe nötig war, um das Papier aus Wohnung oder Keller zu holen. Am Sammeltag schwärmten die Kinder dann mit ihren »Transportern« aus, um die vor die Türen gelegten Bündel einzusammeln.

Eines der Kinder hat in der Zeitschrift »Kinder-Akademie«, Heft 1, Sept. 1982, der Evangelischen Akademie Hofgeismar davon berichtet. Friederike Hoffmann schrieb damals: »Um 10 Uhr war der Fahrradanhänger endlich montiert. Ich klapperte mit meinem Rad einige Nebenstraßen ab und lud die Papierbündel in meinen Anhänger. An Herrn Görgs Garage stapelten wir alles in sein Auto. Der fuhr es zum Edeka. Im Container hockten ein paar Kinder, die in alten Zeitungen nach Witzen kramten. Sie hatten aber nicht viel Zeit, denn dauernd kamen Kinder mit vollgepackten Fahrradanhängern und warfen ihre Ladungen hoch. Die oben mußten das Papier verstauen. Ich war beim vorigen Mal auch mal oben

und habe mir ein Papphaus gebaut. Wenn man bedenkt, daß der Erlös aus dieser Aktion für einen nützlichen Zweck ist, z.B. für »Brot für die Welt«, und weil es außerdem noch Spaß macht, finde ich die Sache toll.«

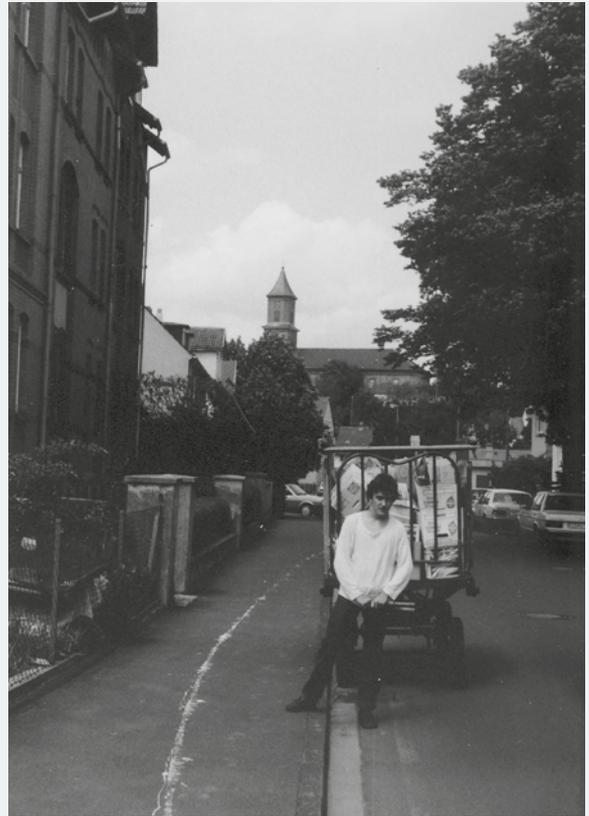
Eines Tages wurde auch Herrn Görgs Auto durch die »Bundesbahn« ersetzt, so nannten die Kinder einen Gepäckkarren, der tatsächlich von der Bundesbahn besorgt worden war und mit dem man auch den letzten Benzinverbrauch aufgeben konnte.

Die Sammelergebnisse waren beträchtlich, die Container meist übervoll. Erlöse, die man damals für Altpapier noch bekam, gingen an die SOS-Kinderdörfer, an die Hungerhilfe Afrika, an den Kindergarten Casa Belen in Peru und in eine Favela in Brasilien, an ein Entwicklungsprojekt in Sri Lanka und andere unterstützungsbedürftige gemeinnützige Stellen.

Die Hessische Allgemeine brachte am 16. Januar 1980 einen Bildbericht. Darin heißt es: »Es gibt sie noch: Intakte Lebensgemeinschaften, in denen das Wort Nachbarschaftshilfe groß geschrieben wird, Hausgemeinschaften, in denen es mehr gebende als nehmende Hände gibt ... «

Dr. Ernst Heimbucher formulierte es so: »Ein Beispiel für viele: die Altpapiersammlung, 1979 begonnen, als Riedwiesen-Liturgie im festen Turnus jahrelang durchgehalten. Sie verwandelte Seifenkisten nach dem Vorbild chinesischer Rikschas in zweirädrige Container, die mit einem von Kurt Görg konstruierten Spezialgelenk an das jeweilige Fahrrad gekoppelt wurden; sie verwandelten eine von Fall zu Fall neu angeheuerte Gruppe halbwüchsiger Riedwiesensprößlinge in hilfsbereite Erbbau-Junggenossen und eifrige LastTaxi-Radler; sie verwandelte die vor dem EdekaLaden bereitgestellten großen Container in einen Wurfkunst- und Kletterzirkus mit obligater Trampeltanzfläche; sie verwandelte die ganze Riedwiesenwohngemeinschaft, alt und jung, in eine große fröhliche Familie.«

Mit dem Beginn der kommunalen Versorgung durch das Stadtreinigungsamt endete die private Riedwiesen-Altpapieraktion. Die letzte Sammlung fand am 21. September 1985 statt.



1979 bis 1985

Meilensteine in der Geschichte der Genossenschaft

21. März 1919
Gründung der Erbbaugenossenschaft

1920
Pachtvertrag mit der Stadt Kassel

1926
Einzug der ersten Riedwiesenbewohner*innen



1927
Lebensmittelladen Schäfer eröffnet am Hohen Rod 18

22. Oktober 1943
Auch Häuser in der Ihringshäuser Straße, Kolitzstraße, Riedwiesen und Am Hohen Rod werden in der schwersten Bombennacht Kassels zerstört. Obdachlos gewordene Mitglieder wurden z. T. in die Wohnungen anderer Mitglieder aufgenommen.

8. März 1945
Durch Bombenangriffe kommen 6 Bewohner*innen zu Tode und 17 Häuser werden zerstört. Bis Kriegsende werden 23 Häuser mit 32 Wohnungen zerstört.

3. Oktober 1969
143 Genoss*innen feiern im blauen Saal der Stadthalle das 50jährige Bestehen der Genossenschaft.

1920er

1930er

1940er

1950er

1960er

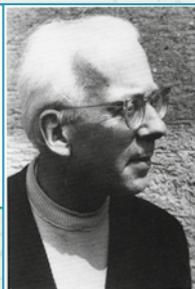
1926-1930
Bebauung der Fasanenhofsiedlung

1930
Mit 6. Bauabschnitt endet die Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Soeder

3. Oktober 1943
Auch die Häuser der Ihringshäuser Straße 54-56 werden durch Bomben größtenteils zerstört.

1949 bis 1971
Wiederaufbau und Instandsetzung der Häuser in der Riedwiesensiedlung, Ihringshäuser Straße und Kolitzstraße.

Mai 1925
Erste Entwürfe des Architekten Prof. Dr. Soeder



1970er

1971
Schließung der von der Kirchditmolder Bäckerei Faust neben der Kleebreite 26 betriebenen Verkaufsstelle - dem „Bäckerbüdchen“.

Erste Dächer werden wärmegeklämt.

1980er

Jahreswende 1988/89
Bekanntmachung der Stadt, dass beide Genossenschaftssiedlungen als Kulturdenkmäler gemäß den Bestimmungen des Hessischen Denkmalschutzgesetzes zugeordnet werden.

1994
75-jähriges Bestehen der Genossenschaft mit Festakt in der List-Schule und Straßenfest in der Riedwiesensiedlung.

1990er

2011
Entwicklung erster Ideen zu einem seniorenrechten Wohnen in der Riedwiesensiedlung.

2002
Erste Häuser werden energetisch saniert.

2000er

2013-15
Abstimmungsprozess in der Mitgliederschaft für mehrheitsfähiges Konzept für den Neubau eines seniorenrechten Wohnhauses.

2016
Grundsteinlegung und Richtfest für den Neubau des seniorenrechten Wohnhauses Riedwiesen 47; eines Hauses mit modernster Energie- und Heiztechnik.

2017
Erstbezug des Neubaus Riedwiesen 47.



2010er

31.03.2016
Der kleine EDEKA schließt

2012
Erstellung einer Machbarkeitsstudie zum seniorenrechten Wohnen.

21. März 2019
Die Genossenschaft feiert ihr 100jähriges Bestehen - Gratulation!

Originale

Oma Loulou war ein Original

Uta Dunkhorst



Obwohl Pfarrersfrau und später Frau eines Oberlandeskirchenrats hatte sie immer ein freches Mundwerk. Vor ihren Wortspitzen war niemand gefeit. Und sie konnte in ihrer charmanten Art gnadenlos austeilen. Wer es ihr übel nahm, war selber schuld. Davor war auch ihr eigener Mann nicht verschont. Wenn jemand seine knauserige Art nicht vorher erkannt hatte, von Oma Loulou wurde sie den anderen mit Süffisanz unterbreitet. Und er hat es mit wenig – öffentlichem – Protest hingenommen. Ihren verschiedenen Wellensittichen hat sie immer wieder das Wort „Dreckskerl“ beigebracht. Damit wurden dann die verschiedenen Besucher*innen schon auf der Terrasse begrüßt, wo im Sommerhalbjahr meistens der Vogelkäfig hing. Die Wellensittiche nahmen immer wieder Reißaus und mussten von den Riedwiesenkindern eingefangen werden. Zum Glück waren wir Riedwiesenkinder im Bäumeklettern geübt und haben es immer wieder – oft nach stundenlangem Jagen – geschafft, den Wellensittich einzufangen. Es musste nach dem Tod des einen Wellensittigs immer wieder ein neuer sein, dem immer wieder in Kürze dieselben Worte beigebracht wurden. „Der kleine Wellensittich soll verschleiern, dass meine Mutter eigentlich einen viel größeren Vogel hat“, war eine Äußerung ihrer ebenfalls nicht auf den Mund gefallenen Tochter Mareile. Wer gemocht wurde, erhielt Spitznamen, z.B. „ahle Schlacke“. Meine Großmutter, Marie-Louise Neubauer (geb. 26.04.1894 und gest. 06.03.1979) lebte von 1928 bis 1930 im Haus Am Hutekamp 9 und von 1936 bis zu ihrem Tod im Geröderweg 22 und die letzten 10 Jahre in Nr. 21.

Als Pfarrersfrau war sie Zeit ihres Lebens in der Familienbetreuung stark engagiert. Schon vor dem Krieg ab 1937 war sie Vorsitzende der evangelischen Frauenhilfe im Stadtkreis Kassel.

Nicht zufällig geht auf sie auch die Entstehung des Sauerkrautvereins zurück. (Dazu ausführlicher in einem Extrabeitrag).

Auch in ihrer direkten Umgebung war sie immer bereit sich mit Rat und Tat auf Sorgen und Nöte der Menschen einzustellen, aber immer auch mit Humor. Die heilende Wirkung von Humor wurde in Deutschland erst in den vergangenen Jahrzehnten wiederentdeckt. Oma Loulou war das schon viele Jahrzehnte vorher klar.

Nach dem Krieg nutzte sie ihre Auslandskontakte in die USA und die Schweiz, um finanzielle Hilfe zum Wiederaufbau der Mütterschule zu erhalten. Dazu bereiste sie Mai bis August 1952 die USA. Sie flog

von Frankfurt mit PanAm über London, Shannon (Irland), Neufundland nach New York.

Die Erstellung dieser Auslandskontakte fielen ihr auch deswegen besonders leicht, da sie in ihrer Kindheit aktiv dreisprachig aufgewachsen war und englisch, französisch und deutsch muttersprachlich beherrschte.

Ihr Leben lang hat sie sehr viel gestrickt, erst für ihre 6 Kinder, dann für ihre 18 Enkel. Nach dem Krieg fing sie an, stark zu rauchen, es gelang ihr aber ohne Probleme gleichzeitig zu rauchen, zu stricken, Canasta zu spielen und Gespräche zu führen.

Wir Enkelkinder mussten immer wieder zum „Büchchen“ an der Haltestelle Stahlbergstraße, um bei Herrn Grunewald „Ernte 23“ zu holen.

Auch die regelmäßigen Treffen des Sauerkrautvereins – ob zum Arbeitseinsatz für Familienfeste in der Siedlung oder abendliche lustige Treffen der Mitglieder – zeugten von ihrer lebensfrohen Einstellung. Bei schlechtem Wetter war sie immer mit den Nachbarkindern zum Canastaspiel bereit. Ganze Generationen von Kindern haben bei ihr das Canasta Spiel gelernt. Da um nichts gespielt wurde, war das Pfarrerrhaus keine Spielhölle. Auch mir hat sie das Canasta Spielen beigebracht und das häufig verbunden zuerst mit dem Angebot von Schnapsbohnen, später einem Gläschen Wein.

Nicht nur ihre 18 Enkel sondern auch die ganze Nachbarschaft nannten sie „Oma Loulou“. Oma Loulou war ein Faktotum, eine Institution, die von allen gemocht wurde. Wenn nur alle Erwachsenen damals in der Nachkriegszeit so locker und herzlich drauf gewesen wären.



Mein Vater Kurt Görg 1907 - 1995

Regine Glinicke

Wer kannte in den Riedwiesen nicht Kurt Görg? 62 Jahre lebte Kurt Görg mit seiner Frau Julia in den Riedwiesen. Im Mai 1934, frisch vermählt, bezogen die beiden eine Wohnung im Geröderweg 20. Mit dem erstgeborenen Sohn Dietrich wechselten sie in die Haushälfte gegenüber in den Geröderweg 17. Zwei weitere Kinder Hartmut 1936 und Regine 1941 wurden geboren.

Begegne ich heute Menschen, die meinen Vater kannten, erhellt sich ihr Gesicht. Liebevoll und dankbar erzählen sie über gute Gespräche und Ratschläge mit und von ihm. Oft war er der Retter in der Not. „Geh zu Herrn Görg, der weiß Rat.“ Lag ein Schlüssel im Gully, zauberte er mit einem Magnet ihn wieder hervor. War eine Haustür zugeschlagen, kam er mit dem „Dietrich“ und öffnete die Tür. Benötigte ein Nachbar Fahrdienst, mein Vater chauffierte den Hilfesuchenden. Unser Telefon stand allen zur Verfügung. Suchte jemand eine Bleibe, wurde bei uns ein Nachtlager bereit gestellt. Mit einer selbstgekochten Salbe behandelte er erfolgreich die Wunden und Furunkel der Nachbarn.

Die erste Papiersammlung in Kassel fand in den Riedwiesen statt. Per Flugblatt bat er die Bewohner Altpapier zu sammeln und an einem bestimmten Tag vor die Tür zu legen. Mit den Riedwiesenkindern wurde gesägt, gehämmert und geschraubt, um Transportkisten mit 4 Rädern herzustellen. Mit der Zeit wurde die Aktion professioneller und mein

Vater mietete, sehr zur Freude der Kinder, eine Pferdekutsche.

Mit Eifer und Elan warfen Mädchen und Jungen das Papier auf den Hänger, um dann jubelnd selbst darauf zu sitzen und durch die Straßen zu ziehen. An der Riedwiesenstraße vor dem Platz beim EDEKA wurden die Kinder mit Getränken und selbstgebackenen Kuchen von den Müttern erwartet. Stolz wurde das Gesammelte präsentiert. Das Papier landete beim Schrotthändler Trillhof. Der Erlös kam sozialen Einrichtungen zugute.

Sommers zog mein Vater mit Holzpantinen und Schubkarre, Spaten und Harke in sein „Paradies“ – ein Stück Land oberhalb der neu erbauten Seniorenanlage gelegen.

Unkraut war gesundes Wildkraut. Brennesseln, Löwenzahn, Giersch und anderes fand bei uns in der Küche Verwendung. Mundraub war im Paradies erlaubt und ein Gespräch am Wegesrand mit Spaziergängern ein gern getätigter Austausch mit Groß und Klein.

Anfang der 70er Jahre wechselten meine Eltern in eine altersgerechte Wohnung in den Juliusstein 18. Nicht nur die Freunde, auch viele junge Menschen besuchten meine Eltern bis zu ihrem Ende in ihrer letzten Bleibe.

Regine Glinicke, geb Görg, wohnte von 1941 - 1967 im Geröderweg





Kennt jemand noch den „Schatten“?

Gundi Pollmann

In den fünfziger, sechziger, siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts war das hier in den Riedwiesen ein zuerst kleiner Junge, der seinen Vater so sehr liebte, dass er, wie neben sein Bein geklebt, überall mitging: der „Schatten“ gehörte zu unserem damaligen Ofensetzer, dessen „Werke“ – seien es die gesetzten Öfen oder die aufgezogenen Kachelöfen – heute durchaus noch in vielen unserer Häuser für gemütliche Wärme sorgen. (Wenn sie nicht sein Nachfolger – „der Schatten“ – erneuert hat.)

Wilhelm Tischler hat das Leben in unserer Siedlung sehr lebendig mitgeprägt und das nicht nur durch sein handwerkliches Schaffen. Er war ein lebendiger, sehr schlagfertiger Mensch, der sich nicht „die Butter vom Brot nehmen ließ“ und immer einen Spruch parat hatte. Besonders die Frauen haben gern etwas abgekiegt: So entdeckte ihn eines Tages Frau S. auf dem Dach eines Hauses am Hutekamp. Er staunt rief sie: „Was machen Sie denn da oben?“ „Ich bau mir eine Rampe und schieße alle bösen Frauen auf den Mond!“

Ihm war eigen, dass er beim Arbeiten stets begleitend sang – also man bekam zum neuen Ofen Musik frei Haus dazu geliefert oder Spaßiges von Eugen Roth!

ErwarintensiverRaucher, „Qualmer“ von Roth-Händle. Im Bäckerbüdchen beim Lieschen in der Kleebreite war gelegentlich nur Nebel zu sehen. Da rauchte er und trank seinen Underberg, mäßig, aber regelmäßig, und sorgte auch dort nachmittags regelmäßig für gute Stimmung. Als er von Roth-Händle zu Reval wechselte, musste man sich schon ernsthafte Sorgen um seine Gesundheit machen. Wohl durch das Rauchen bekam er im jungen Alter Lungenprobleme, was seinem Singen Grenzen setzte. Von Callas-Qualitäten wechselte er folglich in seinem Timbre in den rauchigen Hildegard-Knef-Stil.

Wie eine Geschichte schreibt sich sein Lebenslauf: 1921 geboren, war er zum Ausbruch des 2. Weltkrieges mitten in seiner Ausbildung zum Ofensetzer und wurde zwar eingezogen, aber zum Beenden seiner Ausbildung noch zurückgestellt. Als er dann fertig war, befand sich seine Kompanie im Kessel von Stalingrad, wohin kein Durchkommen war, so dass er in der Hindenburgkaserne in Kassel stationiert und für Hilfsarbeiten nach den Bombardierungen eingesetzt wurde.

Die zivile Bevölkerung konnte Soldaten zur Hilfe anfordern und so hatte die damalige Bewohnerin des Hauses Am Diedichsborn 36, Frau von Schmied,

um Hilfe angefragt: ihr Ofen wäre voller Schlacke. So kam Wilhelm Tischler zum ersten Mal in die Riedwiesensiedlung.

Während er nun versuchte schlagend die Schlacke zu entfernen – Schlacke entsteht, wenn die Kohlenasche nicht richtig abgerüttelt wird und dann ein 2. Mal verbrennt – und dabei so vor sich hin schimpfte, dass in diesem Hause nicht richtig gefeuert würde, stand das Hausmädchen der Frau von S. unbemerkt hinter ihm und schimpfte zurück: „Was heißt hier schlecht gefeuert? Ich soll sparsam heizen.“ Aus diesem Schlagabtausch wurde dann eine Liebesbeziehung: das Hausmädchen war Käthchen, die spätere Frau von Wilhelm Tischler und Mutter ihrer sechs Kinder.

Bei Kriegsende kam er in Italien in englische Gefangenschaft. Er hatte einen Granatsplitter im Kopf und wurde vom englischen Oberst gefragt, was das mit seinem Kopf wäre. „Da hat ein Arzt mir gesagt nach dem Krieg bräuchte ich einen neuen Kopf.“ Daraufhin wurde er stracks in die Heimat entlassen. Seine Heimat war Ostpreußen, aber dahin führte kein Weg mehr. So kam er zum Käthchen in die Riedwiesen und sie wurden zwangsuntergebracht in die zwei Mansarden der Wohnung Am Diedichsborn 26, ein sehr beengtes, umständliches Wohnen. Auch ihr erstes Kind Thomas wurde dort geboren.

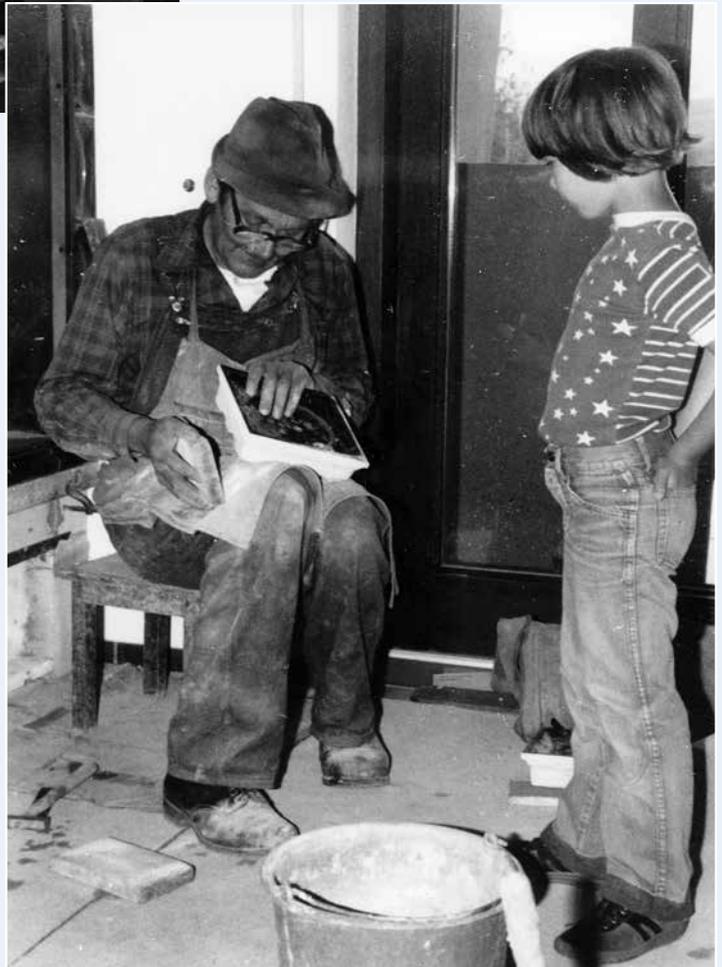
Nach einer Zeit in der Ihringshäuserstraße bei der Wohnungsbaugenossenschaft 1889 zog dann Ende der fünfziger Jahre die inzwischen siebenköpfige Familie in die untere Wohnung von Kleebreite 15. Mit noch 2 Mansarden war dies ihr Zuhause, bis alle Kinder groß waren. Neues Haus neues Glück: 1963 kam noch ein Mädchen (Carola) – also 8 Menschen in einer Wohnung! Bitte nachmachen!!

Wenn man jetzt Menschen fragt, die Herrn Tischler gekannt haben, strahlt einem Freude und Wärme entgegen, obwohl er gemessen an den Werten, die jetzt so fürsorglich proklamiert werden, ein Stinkraucher war, kein Blatt vor den Mund nahm und Sprüche auf Kosten der Frauen klopfte. Aber das machte seinen Charme aus. Mit Herz und Geist im Leben und bei der Arbeit, manchmal bis spät in die Nacht, aber offen für die Menschen immerzu! Danke!



Wilhelm Tischler

Wilhelm Tischler und Sohn Martin dem „Schatten“



Erinnerungen



und **Ausblick**

Vom Wohnen und Leben in der Erbbau-Genossenschaft früher und heute

Julia Zimmermann und Viola Jäger

100 Jahre Erbbau-Genossenschaft – anlässlich dieses Jubiläums wurden sieben Mitglieder, die teilweise schon in dritter Generation hier leben, interviewt. Im Fokus standen dabei deren persönliche Erinnerungen an die ersten Jahre in der Siedlung, besondere Erlebnisse und wahrgenommene Unterschiede zwischen dem Alltag damals und heute. Es wurde danach gefragt, welche Kontakte die Mitglieder noch aus der Vergangenheit pflegen, was sie am Leben in der Siedlung schätzen und wo man ihnen heute zufällig im Viertel begegnen könnte. Abschließend wurden Wünsche für die Zukunft der Erbbau-Genossenschaft geäußert.

Allen Interviewten gilt ein herzlicher Dank für deren Offenheit und das Teilhabenlassen an den vielen kleinen Anekdoten aus der Vergangenheit.

Julia Zimmermann und Viola Jäger leben jeweils mit drei Kindern und Partner seit 2016 bzw. 2014 in der Siedlung. Sie haben sich hier zwischen den offenen Gärten kennengelernt. Beide schätzen das gemeinschaftliche Leben in der Nachbarschaft und pflegen rege Kontakte in der Siedlung. Die Erzählungen vom Sauerkrautverein haben sie besonders berührt und dazu bewogen den SKV im Jubiläumsjahr wieder mit Leben zu füllen. In der alten Tradition wollen sie das Nützliche mit dem Sozialen verknüpfen. Anfänge dessen gibt es schon, beispielsweise beim jährlichen Nikolaus-Singen am 6. Dezember oder beim Straßenbrunch im Juni immer „auf der Ecke“, so wie damals schon.

Hermann Hoffmann

Hermann Hoffmann zog 1936 im Alter von fünf Jahren nach dem frühen Tod seines Vaters gemeinsam mit seinem kleinen Bruder Frieder und der Mutter Irmgard zu deren Vater in die Etagenwohnung mit Mansarde im Geröderweg 16.

Nach dem Tod des Großvaters 1960 wurde Irmgard Hoffmann Genossin und blieb mit ihren beiden Söhnen in der Wohnung. 1968 heiratete Hermann Hoffmann, zog mit seiner Frau in eine Wohnung mit Mansarden im Juliusstein 18. Dort bekam das Paar drei Kinder. Herr Hoffmann lebt bis heute in dieser Wohnung. Frieder Hoffmann heiratete 1970. Mutter Hoffmann überließ die Wohnung im Geröderweg 16 dem Ehepaar, das dort ein Kind großzog. Bis heute lebt Frieder Hoffmann in der Wohnung seiner Kindheit.

„Wenn ich meinen Bruder besuche, erinnere ich mich an Vieles...“ beginnt Hermann Hoffmann und erzählt anschaulich und fröhlich aus seiner Kindheit. Mit leuchtenden Augen fallen ihm die harten Winter ein, in denen sie als Kinder auf dem Geröderweg den Berg runter Schlitten fuhren: „Es gab ja kaum Autos und wenn mal ein Auto die Riedwiesenstraße entlangkam, blieb es im Schlamm stecken. Die Straße war furchtbar schmutzig.“ Die Kriegserlebnisse waren prägend für seine Kindheit und Jugend. Er empfiehlt Interessierten, die Festschrift von 1994 zu lesen, in der ausführlich über diese Zeit berichtet wurde und ergänzt „Der Juliusstein war kaum von der Zerstörung betroffen, aber Am Hohen Rod, da gab's viele Tote ... mein Großvater war Pfarrer und musste da neun bis zehn Leute beerdigen.“ Gut in Erinnerung ist ihm noch ein weiteres Erlebnis: „Als ich sehr klein war, wurden gerade die Genossenschaftsgaragen gebaut, da haben wir dort gerne auf der Baustelle gespielt, mein Bruder und ich - durften wir ja nicht (grinst) - ... einmal haben wir mit Teddybären dort gespielt ... und dann rief meine Mutter zum Essen und wir sind schnell los und haben die Bären vergessen und als wir zurückkamen, da waren sie weg ... das war traurig.“ Die Bären seien nie mehr aufgetaucht.



Frieder und Hermann Hoffmann beim Schulfest 1938 mit Gundula Becker (Riedwiesen 46, verstorben)

Als größte Veränderung in der Siedlung von damals zu heute nimmt er den Anstieg der Autos wahr: „Der viele Autoverkehr gefällt mir gar nicht!“. Und, dass man sich damals „persönlich ansprechen“ musste, wenn man etwas wollte, weil „Telefon gab's nicht“. Er erzählt von den sozialen Kontakten und wie man sich gegenseitig aushalf in der Siedlung: „Im Krieg musste man Gemüse beim Bauern holen, es gab ja nix ... Frau Neubauer wollte Sauerkraut einstampfen und musste dann weg ... da haben sich die Nachbarinnen zusammengetan, die haben sich ordentlich die Füße gewaschen und dann wurde gestampft...“ Frau Neubauer lud zum Dank alle Frauen, die ihr Sauerkraut verarbeitet hatten, zu sich ein. Reihum trafen sich die Frauen fortan „immer dienstags abends bei einer anderen“. Dies war die Geburt des „Sauerkrautvereins“, der vielen alteingesessenen Genoss*innen bis heute ein Begriff ist. Seine Mutter Irmgard habe in der Festschrift von 1994 darüber berichtet.

Viele alte Nachbarn seien weggezogen, „manchmal schreiben wir uns Weihnachten“ und er ergänzt, „die Grunewalds sind auch noch hier.“ Die Brüder Hoffmann treffen sich regelmäßig zum Musizieren und sind in vielen Vereinen aktiv tätig.

Zufällig begegnet man Herrn Hoffmann heute auf seinem Weg zur Straßenbahnhaltestelle Stahlbergstraße oder auf einem Spaziergang Richtung Schloß, die Ochsenallee entlang und zur Prinzenquelle.

Der Erbbau-Genossenschaft rät er für die Zukunft: „Es muss gut gewirtschaftet werden“. Sein „Alptraum“ ist, dass „ein Minus entsteht und dann greift ein Kredithai zu und die Mieten sind gefährdet!“ Den Bewohner*innen wünscht er, dass sie sich wohlfühlen. „Die Genossenschaft sorgt auch für Modernisierung, das ist gut!“

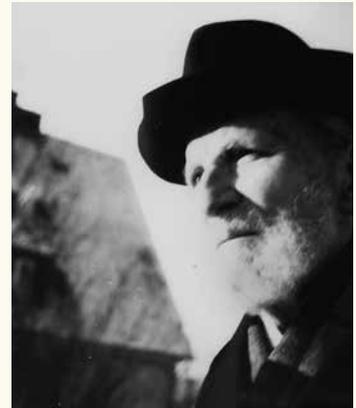
Ob er noch etwas hinzufügen möchte?

„Och in meinem Alter ... ich bin neugierig, wie es weitergeht!“

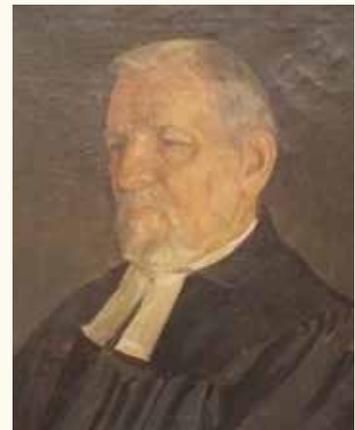
Viola Jäger führte dieses Interview im April 2018

Hermann Hoffmann schätzt heute am Leben in der Genossenschaftssiedlung, dass es noch immer viele Kinder gibt.

Kinderlärm störe ihn gar nicht, im Gegenteil, er freue sich, wenn es lebendig ist: „Ich habe eine schöne Nachbarschaft und gute Hilfe!“



Pfarrer Hermann Stockhaus, geb. 1863; in den Riedwiesen 1929 - 1960



Pfarrer Stockhaus
Gemälde von H. Bengen

Erinnerungen an den Krieg

In den ersten Kriegsjahren wurden nur die nördlichen und die östlichen Kasseler Stadtteile getroffen sowie die Innenstadt. Am 22. Oktober 1943 gingen in unserem Haus Geröderweg 16 Fensterscheiben zu Bruch und Dachziegel fielen herunter. Der Lehrer Herr Busch, der mit uns im Haus wohnte, versuchte, mit meinem Bruder und mir das Dach zu decken, damit es nicht hineinregnete. Jedesmal wenn ein Ziegel rutschte, sagte der Lehrer „Ruhe!“

Schlimm war für die Siedlung der 8. März 1945. Nach dem Sirenengeheul wollte meine Mutter, damals Geröderweg 16, den Lindenbergbunker aufsuchen. Als sie einen „Christbaum“ über der Siedlung sah, ging sie mit anderen Bewohnern ins Haus zurück – in den Keller. Dadurch konnte das Haus gerettet werden. Eine Brandbombe fiel durch das schräge Dach in ein Sofa. Schnell entstand ein Zimmerbrand. Da in vier Wohnungen stets Badewannen gefüllt waren, konnte mit Eimern der Brand gelöscht werden. Auf der Straße Am Hohen Rod explodierte eine Luftmine. Mehrere Häuser (zwischen Riedwiesen und Diechsborn) wurden zerstört. Durch Brandbomben und umgestürzte Kohleöfen gab es Brände. Im Keller eingeschlossene Bewohner konnten kaum befreit werden. Mein Großvater, (pensionierter) Pfarrer Stockhaus, musste mehrere Riedwiesenbewohner auf dem Kirchditmolder Friedhof beerdigen.

Gerhard Staub

Gerhard Staub hat gewissermaßen in die Genossenschaft eingeheiratet. 1956 vermählte sich der geborene Kirchditmolder im Alter von 26 Jahren mit der zehn Jahre älteren Imma Wagner und zog zu ihr in die Riedwiesen 40. In diesem Haus lebte die Familie Wagner mit drei Töchtern seit 1927/28. Kurz vor Herrn Staubs Einzug war Imma Wagners Vater Paul siebzigjährig verstorben. Im Haus wohnten zu diesem Zeitpunkt noch Immas Schwester Brigitta, Mutter Margarete sowie Frau Treiber mit Tochter und Enkelin im Dachgeschoss. In dieser Zusammensetzung und später dann mit ihrer eigenen Tochter Susanne lebte das Ehepaar Staub unter einem Dach.

Das Haus in den Riedwiesen 40 zeichnet sich durch eine ganz besondere Geschichte aus und steht heute zudem als einziges unter Denkmalschutz, da es „im Wesentlichen baulich unverändert“ blieb. Die restlichen Häuser unterliegen dem so genannten Ensembleschutz.

Herr Staub berichtet, dass Paul Wagner nach dem zweiten Weltkrieg als Schulleiter des stark zerbombten Friedrichsgymnasiums entschlossen für seine Schüler eintrat und sein Wohnhaus zum Unterricht zur Verfügung stellte. Er nahm dort auch das Abitur ab. Interessierte finden in der Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Genossenschaft genauere Informationen. Herr Staub selbst habe später gemeinsam mit seiner Frau immer wieder Besuche von ehemaligen Schülern empfangen, „auch von Architekten der Universität Kassel wegen der Bauweise.“ Er erinnert sich noch genau an die sechzigjährige Abitursfeier 2008: „Da haben Imma und ich Erbsensuppe gekocht“ zur Erinnerung an die so genannte „Quäkerspeise“, die die Schüler zur Mittagszeit nach dem Unterricht von den amerikanischen Besatzern erhielten. Nebenbei bemerkt war auch Hermann Hoffmann unter den ehemaligen Abiturienten und kam somit auch zu diesem Treffen. Herr Staub wiederum hat mit Hermann Hoffmann einst die Volksschule besucht, die sich in der heutigen List-Schule befand. Doch nicht nur die Schule war eine Besonderheit im Hause Wagner, auch Schwiegermutter Margarete sei eine besondere Frau gewesen. „Sie war der Mittelpunkt im Sauerkrautverein“, kurz SKV. Herr Staub berichtet von Hochzeiten, die die Frauen gemeinschaftlich ausgerichtet haben und zeigt Fotos vom Karneval, auf denen alle sehr amüsiert wirken. Schwiegermutter Margarete Wagner erhielt 1976 das Bundesverdienstkreuz für ihr zurückliegendes Engagement für das Friedrichsgymnasium.

Auch seine 2011 mit 90 Jahren verstorbene Frau Imma übernahm Verantwortung für die Genossenschaft. Zehn Jahre arbeitete sie im Vorstand mit. Herr Staub erzählt stolz: „Mit 86 Jahren ist Imma noch mit dem Fahrrad nach Weimar gefahren – nicht das bei Ahnatal!“ Eine passionierte Radfahrerin sei sie gewesen und habe mit ihm die Welt bereist „durch Frankreich, Irland, Spanien, Israel und durch die Pyrenäen, ...Bergtouren, Skilaufen und mit dem Faltboot...“. Nur das Zelten hätten sie irgendwann eingestellt, lächelt er und zitiert Imma: „Ab 80 gehe ich nicht mehr ins Zelt!“ Seine Reisen hat der Hobbyfilmer mit der Kamera festgehalten und verfügt über einen umfangreichen Schatz an gut archivierten DVDs und Fotos seiner Erlebnisse. Nicht nur Reisen, sondern auch die letzte Jubiläumsfeier zum 75jährigen Bestehen der Erbbau-Genossenschaft in 1994 hat Herr Staub auf DVD dokumentiert.

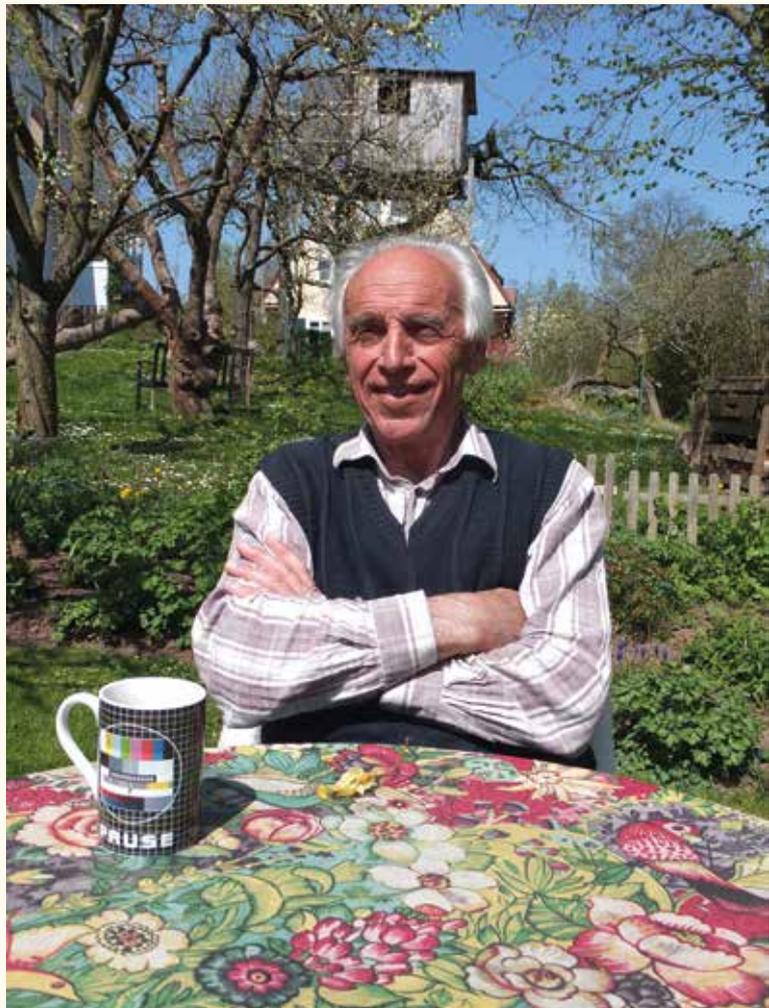


Heute reist er mit seiner zweiten Frau Christine, die er auch vom Wandern überzeugen konnte. Sie ergänzt, dass sie als Hamburgerin ja vom flachen Land komme und das Wandern in den Bergen nicht gewöhnt war, doch sie hätten eine Verabredung: „Wenn ich mal nicht mehr weiterlaufen will, dann geht er eben alleine die größere Runde und ich warte mit dem Hund auf der Hütte!“

Herr Staub ist mit seinen mittlerweile 87 Jahren also weiterhin sehr aktiv und im Alltag immer mit dem Rad unterwegs. Zur Mittagszeit kann man ihm durchaus auch zu Fuß auf seiner Runde mit dem Hund begegnen: „Den hab ich mitgeheiratet“. Was ihm gut gefällt an seinem Wohnort ist „das freie Leben in der Natur und die Gärten“, augenzwinkernd ergänzt er, „die im Alter zur Qual werden.“ Als Schwierigkeit spricht er die „unterschiedliche Auffassung von Mittagsruhe und Rücksichtnahme“ an, für ihn handelt es sich dabei um „eine Generationenfrage“, denn „heute wohnen hier Leute, die man nicht mehr gut kennt!“

Der Erbbau-Genossenschaft wünscht Herr Staub, „dass alles so bleibt, wie es ist,“ besonders, dass die Genossenschaft schuldenfrei bleibe. Und „dass man sich untereinander grüßt und freundlich begegnet“ oder „auch mal ein Schwätzchen hält.“

Viola Jäger führte dieses Interview im Mai 2018



Gerhard Staub wünscht sich für das Leben in der Riedwiesensiedlung, „dass man sich untereinander grüßt und freundlich begegnet und auch mal ein Schwätzchen hält.“

Inge Roscher



Inge Roscher wohnt seit 40 Jahren, seit 1977, im unteren Teil der Erbbau-Siedlung. Ihr Haus fällt aus der Reihe, da es nicht das typische Aussehen mit hohem, überstehendem Dach hat. Es wurde im Krieg zerstört und danach neu aufgebaut. Frau Roscher erkennt Vorteile in den Räumen ohne Dachschrägen und damit mehr Aufstellraum für Schränke. Aber der Reihe nach.

Zunächst zogen sie und ihr Mann, der gebürtiger Kirchditmolder ist und auch nirgendwo anders in Kassel hätte wohnen wollen, und die zwei Kinder in die obere Wohnung schräg gegenüber, Am Hohen Rod 18. Es war eng und die Kinder wurden

größer und als sie mitbekamen, dass der Dr. Tönnis von gegenüber mit seinen 4 Kindern bauen wollte, klemmten sie sich dahinter und zogen 1980 in die Wohnung am Hohen Rod 21. Frau Roscher sagt, es sei ihre Traumwohnung. Als früheste Erinnerung erwähnt Frau Roscher den Garten. Gerade während der Sommermonate sei in den Gärten immer einiges los. „Von Generationstreffen über Geburtstagsfeiern. Drüben ist jemand im Chor. Die singen dann im Garten. Das genießen wir hier schon auf der Ecke. Obst wird an den Zaun gehängt. Es ergeben sich Freundschaften. Man wohnt intensiver zusammen, schon wegen der Gärten. Menschen, die sterben oder wegziehen, die vermisst man dann auch. Es wäre schön, wenn die Alten nicht alle wegsterben würden.“ Sie ist mit vielen Leuten hier befreundet (mit Frau Möller, bis zu deren Tod, mit Frau Sölle, den Meisters, die hier in 4. Generation wohnen). Als traurige Erinnerung erzählt Frau Roscher von schweren Schicksalsschlägen in benachbarten Familien. Das hat sie sehr mitgenommen. So als wäre sie krank gewesen.

Die Unterschiede zwischen damals und heute bringt Frau Roscher zunächst einmal mit dem eigenen Lebenslauf in Verbindung. „Man war berufstätig und hat nicht so viel Zeit in und mit der Nachbarschaft verbracht.“ Ruhig war es hier immer und das ist es auch heute noch. „Die Häuser sind gleichgeblieben. Die Gärten sind anders, weil alles wächst wie verrückt. Und dass der Edeka weg ist. Das war ein Schlag,“ sagt Frau Roscher. Herr Klein kannte alle drei Generationen der Familie. „Wenn ich morgens in den Edeka kam, kam es schon mal vor, dass Herr Klein mir erzählte, meine Enkeltochter sei krank, weil die Schwiegertochter schon da gewesen war und das erwähnt hatte. Dann wusste ich gleich Bescheid. Es war ja nicht nur ein Lebensmittelladen, sondern auch ein Kommunikationsladen. Man traf sich dort, setzte sich zusammen davor oder ging zusammen nach Hause.“ Jetzt treffe man sich an der Haltestelle mit Rucksäcken, um einkaufen zu gehen. Aber die 32 Stufen bis zur Haltestelle machen das Unterfangen nicht so einfach. „Naja und manche Mieter haben sich eben geändert.“ Aber zum Teil kenne man die auch schon, weil die in zweiter oder dritter Generation hier wohnen. Frau Roscher sagt, sie empfinde es als einen Glücksfall, hier wohnen zu können. Früher haben die Kolleginnen sie immer darum beneidet, hier zu wohnen, wenn sie beispielsweise von ihrem Garten erzählte. Oder wenn sie heute aus der Stadt heimkommt, dann sei sie immer froh, wenn sie wieder hier ist. Man kenne sich so lange hier, dass man immer

bei den Leuten erstmal stehen bleibt und fragt, wie es geht. Bis zur Kleebreite etwa kennt sie Leute. Danach hört es auf. Weihnachten macht sie ihre Runde und jeder kriegt etwas. Ein bisschen schwieriger ist es mit denen, die neu dazu gezogen sind. Frau Roscher bezeichnet es als Generationenschwierigkeit, weil die Älteren sich über ganz andere Dinge unterhalten als die Jüngeren, die auch immer ihre Handys in der Hand haben. Frau Roschers Tochter lebt seit 30 Jahren in München. Der Sohn ist hiergeblieben und wohnt in den Riedwiesen. Er ist an die dreimal in der Woche bei ihr. „Wenn er zu mir kommt, dann kann der nicht einfach so da lang gehen. Dann bleibt er überall erstmal stehen und unterhält sich.“ Von ihren beiden Enkeltöchtern, die hier aufgewachsen sind, berichtet Frau Roscher voller Stolz. Eine hat gemeinsam mit einer Freundin einen Modeladen in der Friedrich-Ebert- Straße eröffnet, in dem Kleidung zum Teil aus alten Stoffen genäht wird. Die andere studiert in Kassel Architektur. Zwei weitere Enkelkinder hat Frau Roscher in München. Sehr detailreich weiß sie davon zu erzählen, aber auch von den Radtouren ihres Sohnes. Es ist zu spüren, wie sie Anteil nimmt und wie viel ihr diese Kontakte bedeuten. Das scheint auch für die Vertragshandwerker zu gelten. „Die kannte man, die waren ja auch wie Verwandte. Wenn die kamen, hat man immer erstmal einen Kaffee getrunken. Das ist ja heute auch noch so ähnlich.“

„Hier zu wohnen ist schon einmalig“

Im Garten und auf dem Weg zur Straßenbahn kann man Frau Roscher zufällig über den Weg laufen, „auf den 32 Stufen hoch und runter mit Taschen und Beuteln.“ Kontakte, die bis heute andauern, gibt es, solange Frau Roscher hier wohnt. Viele Namen zählt Frau Roscher hier auf (Meisters, Sölles, Monika Möller und die Hartigs). So wohl wie sie sich hier fühlt, so wünscht sie der Erbbau-Genossenschaft und ihren Bewohner*innen auch für die Zukunft, dass alle weiterhin friedlich hier wohnen können.

„Man kann natürlich viel erzählen. Das ist ganz klar.“

[Julia Zimmermann führte dieses Interview am 27.04.2018](#)



Uta Dunkhorst

1927 hatten ihre Großeltern väterlicherseits, die Familie Schmitz-Hertzberg, mit ihren fünf Kindern, das Haus Am Diedichsborn 30 (heute Familie Krieg-Hartig) mitgebaut. Zwanzig Jahre später zog einer der Söhne, Dieter, nach Abschluss

seines Medizinstudiums wieder ins Elternhaus zurück. Kurze Zeit später heiratete er Irmela Neubauer, die er aus Kindertagen kannte. Denn auch sie ist in der Siedlung aufgewachsen. Ihre Eltern bauten 1928 mit zunächst vier Kindern Am Hutekamp 9 (heute Familie Busch/Ungerer), wohnten dort aber nur wenige Jahre und gaben das Haus direkt weiter an die berenteten Eltern väterlicherseits, Uta Dunkhorsts Urgroßeltern. Diese lebten dort bis zum Tod.



Mitte der 30er Jahre kehrte Familie Neubauer mit ihren vier Kindern zurück in die Siedlung, dieses Mal in den Geröderweg 22 (heute Familie Vahle). Es dauerte nicht lange und es kamen noch zwei Kinder dazu. 1970 gaben die Neubauer das Haus aus Altersgründen auf, um auf der gegenüberliegenden Straßenseite in eine Wohnung in den Geröderweg 21 (heute Familie Beirodt) zu ziehen. Dort lebten auch sie bis zum Tod.

Doch zurück zu Uta Dunkhorsts Eltern: Irmela und Dieter Schmitz-Hertzberg gründeten 1948 eine Familie. Zunächst wurde Uta geboren und später die Söhne Stephan und Christoph. Bis zum Tod der Großeltern in den 60er Jahren lebten somit drei Generationen Am Diedichsborn 30 unter einem Dach. Zusätzlich waren noch, wie in allen Riedwiesen-Häusern, einige Jahre lang Menschen aus der Innenstadt einquartiert, die ihre Bleibe im Krieg verloren hatten.

Mit 19 Jahren ging Uta Dunkhorst 1968 nach Berlin, um dort Tiermedizin zu studieren. Kurz darauf verließen auch ihre Eltern, die Schmitz-Hertzbergs, die Genossenschaft und zogen mit den Söhnen in ein Eigenheim unweit der Siedlung. 1976 kam Frau Dunkhorst als examinierte Tierärztin mit ihrem damaligen Freund, späteren Ehemann, zurück nach Kassel und ließ sich sofort als Interessentin auf die Genossenschafts-Liste setzen. Nachdem ihre Großeltern mütterlicherseits 1978 und 79 verstarben, wurde ihr vom Vorstand deren Wohnung im Geröderweg 21 angeboten und sie griff zu. Schmunzelnd ergänzt sie „Ich musste versprechen, dass ich noch Kinder bekomme“. Sie hielt ihr Versprechen. Vier Jahre später wurde es eng in der Wohnung, denn dort lebte Familie Dunkhorst mittlerweile mit zwei Töchtern, drei Katzen und einem Hund. Im Haus nebenan wohnten seit den 50ern die damals etwa sechzigjährigen Gründlers, deren vier Kinder bereits lange ausgezogen waren. Beide Parteien dachten



über räumliche Veränderungen nach: „Die Alten wollten sich verkleinern, uns Jungen wurde es zu eng und so kam es, dass 1984 Wohnung gegen Haus getauscht wurde.“ In diesem Haus im Geröderweg 23 lebt sie auch heute noch und mit ihr seit „fast einem Viertel Jahrhundert“ in zweiter Ehe Kalle Mayer, zwei Katzen und ein Riesenschnauzer.

Was ihre erste Erinnerung an die Siedlung ist? „Ich war ja immer hier!“ antwortet Frau Dunkhorst unmittelbar und schwärmt dann von einer schönen Kindheit, als sie „mit der Gille (Schreiber, geborene Meier) im Sandkasten saß“ oder wenn „die ganze Truppe, Kleine und Große, bis in den Habichtswald rein Räuber und Gendarme“ oder „Völkerball an der Ecke“ gespielt hat. Die Jüngeren hätten von den Älteren gelernt. Schelmisch fügt sie hinzu: „Wir hatten auch eine Bande: die obere Riedwiesen gegen die untere - Trennlinie war die Kleebreite. Im Garten unterhalb vom Katharinenhaus (damalige Grundschule) haben wir uns manchmal nachmittags geprügelt und bekämpft.“ Als sie nach Kassel zurückkam, stand für sie daher auch gleich fest, dass sie wieder in der Siedlung leben und dort eine Familie gründen möchte.

Was sich zwischen damals und heute am auffälligsten verändert hat? Als Kinder hatten sie viel Respekt vor dem Vorstand, „das waren richtige Autoritätspersonen, vor denen man sich fast fürchtete,“ fällt ihr ad hoc ein. „Wir Kinder waren den ganzen Tag draußen zusammen. Jeden Tag in einem anderen Garten oder vorne an der Ecke (Diedichsborn/ Geröderweg), denn es gab ja keinen Kindergarten. Wenn's dunkel wurde, brüllte jede Mutter irgendwo einen Namen und dann ging's nach Hause.“

Weiter erzählt Frau Dunkhorst, dass nur wenige Haushalte einen Telefonanschluss hatten und manche zu ihnen kamen, weil der Großvater als wichtiger Stadtbeamter ein Telefon besaß. Es standen und fuhren kaum Autos in der Siedlung. Überall waren Zäune gezogen. Erst Ende der 1970er wurden die von Bewohner*innen an vielen Ecken, z.B. im Geröderweg und in der Kleebreite, nach und nach beseitigt.

An der Genossenschaft gefällt ihr „das positive Zusammenwohnen in einer guten Nachbarschaft. Das war schon immer so!“ Uta erzählt vom sogenannten „Sauerkrautverein“, der in den 30ern wie folgt entstanden ist: Ihre Großmutter, Oma Loulou, hatte Mengen an Kraut bestellt, die sie verarbeiten wollte, dann aber war sie verhindert. Da taten sich spontan ein paar Frauen aus der Siedlung zusammen und halfen das Kraut zu verarbeiten. Fortan gab es den „Sauerkrautverein“, kurz SKV. Die aktiven Frauen organisierten alles mögliche füreinander. Frau Dunkhorst erinnert, dass ihre Mutter erzählte, „wäre der Sauerkrautverein nicht gewesen, wäre meine Hochzeit nie so schön geworden,“ denn die Damen hatten dafür gekocht und gebacken, nicht nur Sauerkraut. Bis heute bestehen einige Kontakte aus Ihrer Kindheit - „Die Truppe ist ganz verstreut, aber manche sind hier geblieben“ - und natürlich aus der langen Zeit, die Frau Dunkhorst mittlerweile in der Siedlung lebt.

Uta Dunkhorst und Kalle Mayer kann man täglich auf Hundespaziergängen über den Weg laufen.

Der Erbbau-Genossenschaft wünscht Frau Dunkhorst, „dass die soziale Einstellung bestehen bleibt, was die Vergabe der Häuser betrifft,“ dass das Nachbarschaftsgefühl so gut bleibt und „dass sich die Menschen, die hier wohnen, als Mitglieder fühlen, nicht nur als Mieter!“

Viola Jäger führte dieses Interview Ende März 2018

Peter Leiding

Peter Leiding ist ein „waschechtes“ Riedwiesenkind. 1953 geboren, ist er hier mit seiner zwei Jahre älteren Schwester aufgewachsen. 1968, da war er knapp 15 Jahre, zog seine Familie berufsbedingt nach Bückeberg um. Das erwähnt Peter auch gleich als seine traurigste Erinnerung. Seine Mutter, 1923 geboren, zog 1929 mit ihrer Familie in den Geröderweg 20. Es war der Erstbezug der Wohnung. Die Genossenschaftseinlagen waren damals noch relativ sehr viel höher. Der Vater ist 1935 als 14-jähriger mit seiner Familie in den Diedichsborn 22 eingezogen.

Die Eltern haben sich als Jugendliche beim Völkerballspielen auf der Kreuzung kennengelernt. Das ist eine von drei Ehen, von denen Peter Leiding weiß, die hier in frühester Zeit geknüpft wurden. Während des Krieges waren beide Eltern an verschiedenen Orten. Der Vater als Soldat. Die Mutter erst als Lehrerin und dann als Krankenschwester. Nach dem Krieg sind beide zurückgekehrt, haben 1950 geheiratet und sind in den Geröderweg 20 zum Großvater mütterlicherseits gezogen. Die Familie zog dann 1968 weg, aber pünktlich zur Pensionierung 1979 hatten die Eltern, schon lange auf der Warteliste, das Glück, in ihre alte Wohnung wieder einzuziehen zu können. Peter Leiding selbst ist erst 1995 in die Riedwiesensiedlung zurückgekommen und hat zunächst im Geröderweg 24 gewohnt. Durch seine Eltern, aber auch durch die Familie Podewils (die Eltern von Margarete Becher) und die Familie Görg (das waren seine Pateneltern) war er auch in den Jahren, in denen er selbst nicht hier wohnte, häufig zu Besuch und hat den Kontakt zu den Riedwiesen nie verloren.

Die früheste Erinnerung in der Siedlung, an die Peter sich erinnert, ist, dass er im Garten Laufen lernt. Die Schwelle, die genommen werden musste, um zum Sandkasten zu gelangen, ist nach wie vor als inneres Bild präsent. Darüber hinaus gibt es tausend schöne Erinnerungen. Es wurde ganz viel gespielt und es war eine Bestrafung, nicht zum Spielen rausgehen zu dürfen. „Wir haben viele tolle Spiele gemacht. Völkerball mit wirklich vielen Leuten oder Stöcke auswerfen.“ Auf dem Acker wurden Strohballenhäuser gebaut oder Stoppelschlachten gemacht. Als dann ab 1967 die ersten Wohnhäuser dort gebaut werden sollten, waren Peter und seine Spielkamerad*innen natürlich alles andere als erfreut. Mit dem Hinweis auf die Verjährung berichtet Peter Leiding schmunzelnd von echten Sabotageakten, die die mittlerweile zu jungen Jugendlichen herangewachsenen Kinder verübten.



Unter den Spielkamerad*innen waren auch Uta Dunckhorst, die heute auch noch hier lebt, und ihre zwei Brüder, dann die fünf Kinder der Familie Schulze, die damals auf dem Eckgrundstück wohnten, wo heute Pollmanns wohnen. Schräg gegenüber wohnten Meiers (heute dort Familie Kühn), die hatten sechs Kinder. Gründlers im Geröderweg 23 hatten vier Kinder. Es gab jede Menge Kinder. Jungs und Mädchen haben zusammengespielt, selbst Puppenspiele, Mutter-Kind-Spiele. Das Leben spielte sich überwiegend draußen ab. Auch im Winter. Selbst nachts seien Peter und sein Freund Ulf Gründler oft ausgestiegen und sind herumgestromert. Sie sind aber nur einmal von der Polizei verfolgt worden, haben sich aber so gut versteckt, dass die Polizei keine Chance hatte. Pech nur, dass sie sich in den Brennnesseln versteckt hatten. Es kam auch vor, dass die Familie Leiding andere Kinder mit in den Urlaub nahm. Zum Beispiel war Stefan, ein Bruder von Uta Dunckhorst, der leider nicht mehr lebt, 3 Wochen mit auf Fehmarn. Oder Bernd Podewils, Bruder von Margarete Becher. Mit Ulf Gründler und Bernd Podewils hat Peter Leiding auch heute noch gelegentlich Kontakt. Hier wegzuziehen, das war für Peter definitiv das Schlimmste, das Traurigste. Das hat den 15-jährigen in eine mittelschwere Depression fallen lassen. Es hat einige Zeit gedauert, bis das Interesse an neuen Themen wie Entwicklungspolitik ihm da wieder hinaus geholfen hat. Unterschiede zwischen damals und heute, die Peter

Leiding als erstes in den Sinn kommen, sind: „dass mittlerweile alles geordneter hier ist und verläuft. Früher hat man sich spontan besucht, ohne sich vorher zu verabreden.“ Eine Qualität, die heute oft eher als befremdlich erlebt wird. So zumindest nimmt Peter Leiding es wahr. Früher, da hätte man irgendwo einen leckeren Kuchenduft geschnüffelt, dann sei man hingegangen. Wenn jemand etwas geerntet hat, dann hätte man es den Nachbarn vorbeigebracht. Auch anders herum, wenn man etwas brauchte. Oder es wurden Bücher ausgetauscht, gemeinsam zu Hausmusik verabredet. Man habe sich ständig irgendwo getroffen. Im Bäckerlädchen in der Kleebreite 26, da wo Raffels Garage sich heute befindet, habe man stundenlang gegessen. Der Vater vom Ofensetzer Tischler, der habe da „mäßig aber regelmäßig“ seinen Underberg getrunken. Viele spontane Begegnungen habe es gegeben.

Bei so viel Wehmut bekam Peter Leiding als besondere Herausforderung die Extrafrage gestellt, ob denn heute vielleicht auch etwas besser sei als damals. Lang hat er überlegt, aber eingefallen ist ihm nicht wirklich etwas. Ja, ja, die guten alten Zeiten! Er sagt, die Kinderwelt ist immer eine schönere Welt. Die Heiztechnik und damit einhergehend weniger Staub und Lärm und Arbeit, das ist dann doch noch ein Vorteil, der Peter gegenüber damals einfällt! Und nachdem wir darüber gelacht haben, fällt ihm doch noch etwas ein: die heutige mittlere Generation, also die, die Eltern von Kindern im Kindesalter sind, die wären heute weniger verbissen und lockerer drauf als damals! Er führt es auf Nachkriegstraumata und die Wirkung der 68er Jahre zurück.

Die Idee auf der Straße zu frühstücken, die gefällt Peter gut. Das gab's damals nicht. Wenn er nächstes Jahr in Rente geht, dann möchte er auch mal wieder ein Kaffeetrinken in den Gärten organisieren und für den Tag nach der 100-Jahrfeier hat er auch schon eine Idee: mit dem Abbau des Festzeltes noch zu warten und gemeinsam dort zu frühstücken. Die Neuauflage des Riedwiesenboten fand Peter Leiding toll und bedauert, dass es nur zu zwei Ausgaben kam. Die Aktion, sich gegenseitig zum Kaffeetrinken einzuladen, gefiel ihm auch.

Noch ist es so, dass man Peter Leiding am ehesten im Garten oder auf dem Balkon sehen kann. Aber das wird sich ändern! Ab seiner Verrentung möchte er wieder die sozialen Kontakte pflegen und ausbauen und hofft, dass das auf Resonanz stößt. Da wird man ihn viel auf der Ecke treffen können und wer weiß, vielleicht wird ja auch wieder Völkerball gespielt?

Bei der Frage nach den Wünschen für die Erbbau-Siedlung und ihren Bewohner*innen für die Zukunft wird Sendungsbewusstsein deutlich: Mehr Gemeinsinn, mehr Gemeinschaft. Zum Beispiel spontane Besuche, aber auch Geräte zusammen nutzen oder gar Autos. Raum für Wildwuchs in den Gärten zugunsten der kleinen Tierwelt und Raum für Begegnung. Ein Wunsch ist auch, dass die Leute hier einander mehr gewähren lassen, Unterschiedlichkeit zulassen. Wie beispielsweise jemand seinen Garten nutzt, sollte Privatsache sein. Obschon: eine Baumsatzung für die Riedwiesen oder der unbedingte freiwillige Verzicht auf dauergrüne Bepflanzung, um Kirsch- und Birnenbäumen wieder eine Chance zu geben, wäre nicht schlecht, denn beide gehörten eher in die Riedwiesen als die verschiedenen nicht art- und standortgerechten Dauergrünen.

Interview geführt von Julia Zimmermann am 18.05.2018



Fritz Pohl

Auch Fritz Pohl gehört zu den Siedlungskindern, die die Erbbau-Genossenschaft nie wirklich verließen. Seine Großeltern mütterlicherseits, Familie Kühn, zogen 1935 mit ihren drei Kindern in das Haus im Diedichsborn 38. Tochter Luise, genannt Lula, war damals 12 Jahre alt. Ihre beiden Brüder fielen im zweiten Weltkrieg.

1948 heiratete Lula Kühn den freien Künstler Hermann Pohl aus Ostpreußen, der mit in ihr Elternhaus zog. Hermann Pohl arbeitete als Bildhauer und Maler. Er baute sein Atelier direkt in den Garten der Schwiegereltern, wo es bis heute steht. Das junge Paar bekam drei Söhne: Helmut, Friedrich – genannt Fritz – und Richard, die gemeinsam mit ihren Eltern und Großeltern in einem Haushalt aufwuchsen. Fritz, 1957 als zweiter Sohn geboren, blieb, mit kurzen Unterbrechungen während seiner Lehre zum Steinmetz bei Volkmarsen, stets der Genossenschaft treu. Berufsbegleitend begann er nach der Lehre eine gestalterische Ausbildung und arbeitete von da an mit seinem Vater zusammen im Atelier.

Mitte der 80er Jahre lernte er Regine Damm, die Tischlerin wurde, kennen und erinnert schmunzelnd: „Teilweise waren wir dann alle zusammen hier im Haus, das war schon recht voll, der Helmut hat noch studiert und kam zu Besuch mit seiner Freundin, der Richard war noch in Ausbildung und seine Freundin war dabei und Regine und ich.“ Regine und Fritz wohnten zunächst eine Zeit lang in Harleshausen und „pendelten täglich zum Arbeiten in die Siedlung.“ 1991 heirateten die beiden und stellten gleich einen Antrag auf eine Wohnung. Drei Jahre später – schwanger mit dem ersten Kind – wurde eine Wohnung in unmittelbarer Nähe zum Elternhaus frei. Dort zogen dann allerdings die Eltern Pohl ein und räumten ihr Haus für die junge Familie, die nach drei weiteren Jahren neben Tochter Johanna Zuwachs durch die Zwillinge Veronika und Lydia bekamen.

Fritz Pohls früheste Erinnerung ist die an seinen Großvater, „als wir beide zusammen im Garten waren und zur Prinzenquelle spazieren gegangen sind ... und an den Weihnachtstag 1962: da haben Helmut, der war da 10, und ich war 5, zusammen im Giebelzimmer geturnt und gespielt, dann hieß es, der Opa ist tot.“ Er betont, dass sowohl seinwe Großeltern als auch seine Eltern alle friedlich in ihrem Zuhause gestorben sind.



Auch Erzählungen seiner Mutter kommen ihm in den Sinn, z.B. als der Gartenweg gelegt wurde und zwar „aus Ziegelsteinen, die der Großvater und der große Bruder Helmut vom eigenen Trümmergrundstück aus dem Kirchweg mit dem Bollerwagen hergekartet haben.“

Viele weitere Anekdoten aus seiner Kindheit und Jugend fallen ihm ein. „Weißt du, was ein Messerschmidt Kabinenroller ist?“ fragt er. „So einer stand hier an der Ecke. Den haben ein paar Jungs mal über'n Gartenzaun gehoben und am nächsten Tag guckte der Besitzer aber, als er sein Auto im Garten wiederfand.“ Er lacht. „Oder als eines Tages mal alle Gartentörchen ausgegangen waren.“ Er erinnert sich gerne an die Zeit, als die Zäune auf den Grundstücken nach und nach weggerostet sind und nicht mehr ersetzt wurden: „Da haben wir alle draußen zusammen Stöcke auswerfen gespielt und durch alle Gärten rannten Kinder und versteckten sich“ Weiter berichtet er: „Einmal wurde das Bächlein an mehreren Punkten gestaut, bis das Wasser dann auf die Straße lief, und die Polizei und die Feuerwehr kommen mussten, weil keiner die Stauung wegkriegte.“ Zusammenfassend beendet er seine lebhaft erzählten Erinnerungen mit „heute gibt's weniger groben Unfug!“ und grinst.

Die Nutzung des Hauses hat sich mit den Jahren immer wieder verändert. In den Nachkriegsjahren wurde zusammengedrückt,

um wohnungslose Tanten und andere Verwandte aufnehmen zu können. „Früher war jedes Zimmer im Haus belegt und alle Zimmer hatten eine Waschgelegenheit. Es gab auch in jeder Etage eine Küche und oben unterm Dach eine kleine Kochgelegenheit. Bei so vielen Leuten brauchte es klare Regeln.“ Auch der Garten habe sich mit den Jahren verwandelt: „Wo heute Wiese und Blumenbeete überwiegen, gab es früher nur eine kleine Rasenfläche, die Bleiche, der Rest war ein großer Nutzgarten. Da hat meine Mutter alles für uns angebaut, sie war ja Biologin und kannte sich aus.“ Sein Großvater habe bis ins hohe Alter im Garten mitgearbeitet.

Stark verändert habe sich auch das Straßenbild. Er erinnert sich nur an ein Auto in der Straße, „der alte Opel von Gründlers an der Ecke.“ Außerdem war die Fläche „nach hinten“, Richtung Prinzenquelle, nicht bebaut.

Regine und Fritz Pohl leben mittlerweile zu zweit im Haus und arbeiten weiter gemeinsam in ihrem Atelier. Beide schätzen am Leben in der Siedlung, dass man sich „heute wie früher mit Nachbarn austauschen kann, positiv und auch sorgenvoll“ und „dass man hier zuhause sein kann!“

Es gäbe noch Kontakte aus der Kindheit, die bis heute hielten über seine Tätigkeit als Kirchenvorsteher und über Karten am Jahresende. „Einmal im Jahr wird geklingelt, um ‚Hallo‘ zu sagen.“ Sein Fokus liege auf den „Zurückgekommenen. Dass Kinder, mit denen ich aufwuchs, als Erwachsene wiedergekommen sind, um hier mit ihrer eigenen Familie zu leben,“ freut ihn ganz besonders. Und er beobachtet auch gerne, wie wieder eine andere Generation kommt mit kleinen Kindern, die Kontakte untereinander aufbauen, so wie er und seine Frau damals.

Wo kann man Fritz Pohl begegnen? In seinem Atelier oder auch zu Fuß oder per Rad unterwegs als Kirchenvorsteher auf seinem routinemäßigen Weg „den Diedichsborn runter in die Kleebreite, dann Am Hange über den Friedhof zur Kirche“ und natürlich während eines Spaziergangs „auf dem üblichen Weg“ Richtung Bergpark.

Der Erbbau-Siedlung wünscht Fritz Pohl vor allem „Bestand!“ und erklärt, es solle dabei nicht alles so bleiben wie es war. „Die Häuser bieten Lebens- und Wohnqualität, die Ausrichtung, die Zimmeraufteilung, die Gärten... die Siedlung hat besonderen Flair, der das ganze Leben beeinflusst!“

Viola Jäger führte dieses Interview im Mai 2018

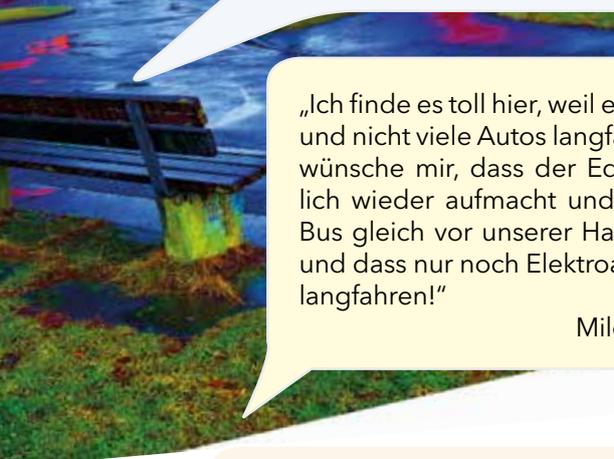


Der Nachwuchs - Auf(ge)wachsen in der Riedwiesen Siedlung



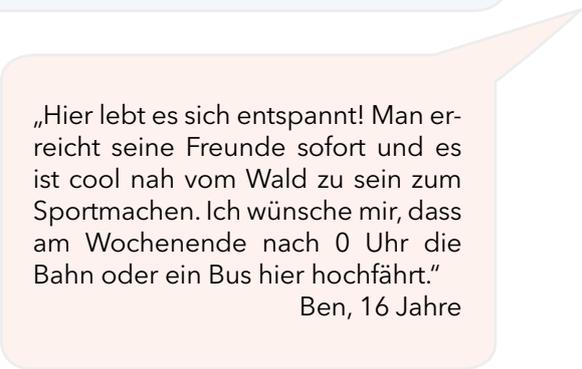
„Vor 23 Jahren bin ich in dem Haus mit den blauen Fensterläden am Kreisel geboren und vor einem Jahr erstmal aus der Siedlung weggezogen, die so sehr wie wenige andere Orte für mich für Kindheit und Aufwachsen steht. Durch die große Vielfalt der hier gebotenen Gegebenheiten und Möglichkeiten hatte ich eine sehr schöne Kindheit, zwischen viel Familie, vielen Freunden und so kurzen Wegen in den Wald, zur Schule und, ab der Jugendzeit, auch in die Stadt. Mein absoluter Lieblingsort ist sicherlich die Holzbank am Kreisel. In der Kindheit nach den Edeka-besuchen und in der Jugend auf dem Nachhauseweg als Absackerlokalität habe ich viele Stunden mit Sitzen, Schauen und den Gesprächen über die kleinen und großen Dinge im Leben heranwachsender Jungs verbracht, keine davon möchte ich missen. Zwar bin ich vor einiger Zeit in die große Bundeshauptstadt gezogen, habe mich aber erfolgreich um einen Platz auf der Warteliste bemüht, um früher oder später, womöglich mit eigenen oder für die eigenen Kinder zurück ziehen zu können und der nächsten Generation ein wunderbares Aufwachsen in Kassels schönster Gegend zu ermöglichen!“

Tim, 23 Jahre



„Ich finde es toll hier, weil es ruhig ist und nicht viele Autos langfahren. Ich wünsche mir, dass der Edeka endlich wieder aufmacht und dass ein Bus gleich vor unserer Haustür hält und dass nur noch Elektroautos hier langfahren!“

Milo, 6 Jahre



„Hier lebt es sich entspannt! Man erreicht seine Freunde sofort und es ist cool nah vom Wald zu sein zum Sportmachen. Ich wünsche mir, dass am Wochenende nach 0 Uhr die Bahn oder ein Bus hier hochfährt.“

Ben, 16 Jahre



„Das Leben in der Siedlung ist ganz okay. Die Häuser und Gärten gefallen mir. Was fehlt ist ein Bolzplatz; den würde ich mir wünschen.“

Marek, 14 Jahre



„Wir haben so viele schöne Blumen im Garten. Und im Sommer klettere ich auf den Baum und hole mir einen Apfel.“

Ida, 6 Jahre

„In dieser Gegend hier zu wohnen ist sehr schön, da viele Familien mit Kindern hier leben. Daher wohnen auch viele meiner Freunde in nächster Nähe. Außerdem kommt man sehr schnell in den Bergpark und ebenso schnell auch in die Innenstadt. Das alles gefällt mir an unserer Siedlung sehr gut.“

Malte, 17 Jahre



„Von meinem Fenster aus kann ich den Herkules sehen. Es ist so schön, direkt am Bergpark zu wohnen.“
Liv 10 Jahre

„Es gefällt mir gut, weil es ländlich gelegen ist und ich meine Freunde von hier aus schnell erreiche. Wünschen würde ich mir eine bessere Internetverbindung und dass der Edeka einen neuen Besitzer findet!“
Levi, 14 Jahre

„Ich finde es schön hier in der Siedlung zu leben, da ... eine ruhige und angenehme Atmosphäre herrscht, hier so viele Familien wohnen und man so sehr kurze Wege zu seinen Freunden hat, man freundliche und hilfsbereite Nachbarn hat, es vergleichsweise wenig Verkehr gibt.“

Benni, 17 Jahre

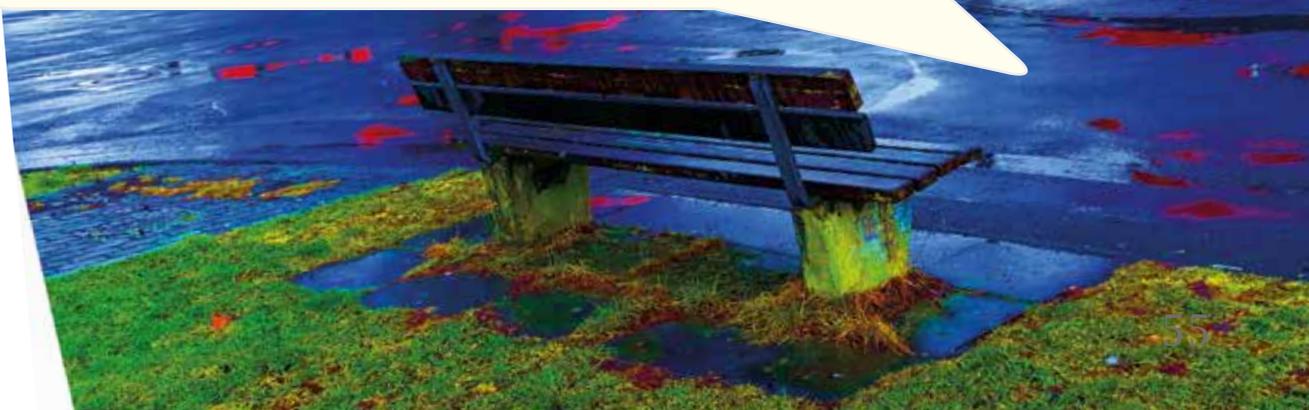
„Mir gefällt sehr die entspannte Atmosphäre hier. Die Menschen hier sind (fast) alle sehr nett und toll. Es ist klasse, dass ich mit meinen Freunden so dicht beieinander wohne. Alles in allem eine sehr schöne Stimmung hier. Was aber echt fehlt, ist der EDEKA !!“

Julian, 17 Jahre

„Meine Zeit im Diedichsborn:

Ich bin erst mit 14 Jahren in die Riedwiesen-Siedlung gezogen und habe Kassel und die Gegend nun schon wieder hinter mir gelassen. Aber in den 8 Jahren, die ich hier gelebt habe, ist die Siedlung mit ihren Leuten, meinen Freunden, dem Kreisel - damals noch mit dem kleinen Edeka - ihren spitzen Häusern und kleinen Sträßchen zu dem Ort geworden, an dem ich ein Stück weit groß geworden bin. Ich habe hier viele schöne Tage und Jahre, mit Höhen und Tiefen verbracht, welche ich genauso nochmal nehmen würde - und jedes Mal, wenn ich jetzt wieder nach Kassel komme, fühlt es sich ab dem Kreisel so richtig nach Zuhause und wieder Ankommen an! Die Riedwiesen-Siedlung ist auf jeden Fall ein Ort, an den ich immer wieder gerne zurückkomme und der für mich immer mein Zuhause sein wird!“

Liam, 22 Jahre





Gärten und Bäume



Gärten und Bäume

Hartmut Raffel (aus: Festschrift der Genossenschaft zum 75jährigen Jubiläum)

Zu fast allen Wohnungen der Genossenschaft gehören Gartenanteile, die von jedem Mieter laut Nutzungsvertrag »zu pflegen und in ansehnlichem Zustand zu halten« sind. Sie prägen das Bild unserer Siedlung in gleicher Weise wie die Architektur der Häuser, und sie sind eine wesentliche Grundlage für die Lebensqualität in der Genossenschaft. Gerade auch am Fasanenhof und hinter den Häuserzeilen der Ihringshäuser Straße gewähren sie Entspannung, Ruhe und Erholungsräume. Natürlich sind sie Lust, aber auch Last ihrer Bewohner, und wer durch die Straßen wandert und hier und da über die Zäune und durch die Hecken schaut, kann die unterschiedlichsten Kleinwelten und ihre Lebensanschauungen studieren. Da sieht man hier einen peinlich genau gepflegten englischen Rasen und gleich in der Nachbarschaft eine ausgesprochene Streuobstwiese. Der eine gestaltet seinen Garten als gärtnerisches Kunstwerk mit wunderschönen Blumenrabatten, der andere als reinen Obst- und Gemüselieferanten, und mancher Fläche sieht man auch an, dass zur Pflege und Nutzung Zeit und Kräfte fehlen oder auch vielleicht die Bewohner meinen, die unberührte Natur sei so am schönsten.

Eines zeigen die Gärten aber auch gemeinsam: Sie sind in die Jahre gekommen, erkennbar an den vielen hoch über die Dächer hinauswachsenden Bäumen und an den üppigen Hecken. Da war das Bild um 1925 doch noch ein ganz anderes, und mancher mag vom heutigen Einwachsen geträumt haben. Aus den Akten der Genossenschaft geht hervor, dass man damals um ein gutes Gesamtbild der Siedlung durch Baumpflanzungen bemüht war. Da heißt es am 13. 8. 1927: »Das gesamte Erbbaugelände ist mit Obstbäumen nach dem Bepflanzungsplan der Bauberatung zu bepflanzen.« Für die Straßenzüge sah man ebenfalls feste Baumreihen vor. So heißt es 1926: »... haben wir die Bepflanzung der Siedlungsstraßen in den Riedwiesen nunmehr sofort in die Wege geleitet. Der Vorstand hat sich bei der Auswahl der verschiedenen Baumarten in den einzelnen Straßen von dem Gedanken leiten lassen, die Siedlung im Ganzen und die Häuser im Einzelnen durch die Eigenart der ausgewählten Sorten noch mehr als bisher zu heben.« Am Hohenrod, an der Kleebreite und am Geröderweg sollten hochstämmige Schattenmorellen stehen. Doch ist man davon bald wieder abgekommen und hat der Birke den Vorzug gegeben: »Das Bauamt ist mit der von uns vorgeschlagenen Verwendung von Pappeln und Birken einverstanden, glaubt aber, daß eine einheitlichere Wirkung erzielt wird, wenn auch die Süd-Nord-Straßen mit Birken bepflanzt werden«, da die »vorgesehenen Kirschenalleen in der Obstbaumbepflanzung der Gärten untergehen werden und die von uns angestrebte scharfe Markierung der Straßenzüge nicht zur Wirkung kommen wird.« So in einem Schreiben vom November 1927.



Aber auch folgender Satz sollte ins Gedächtnis gerufen werden: »Die Beträge, die für den einzelnen Wohnungsinhaber durch die Anschaffung (der Bäume) in Frage kommen, werden vorläufig aus der Genossenschaftskasse ausgelegt und von den einzelnen Genossen innerhalb eines Jahres in monatlichen Teilbeträgen von 0,50 M zu tilgen sein.«(1925) Damals bot die Genossenschaft auch Sammelbestellungen von Gartenstauden für die Mitglieder an.

Inzwischen haben die Birken und die Stauden längst die Gärten gefüllt und zusammen mit den Hecken die Häuser tief ins Grün eingebettet, sind inzwischen auch längst bereits anderen Bepflanzungen gewichen und haben das angestrebte einheitliche Bild sehr verändert. In den späteren Jahren häufen sich dann die Mahnungen des Vorstandes, die Hecken zu schneiden, die Fußwege von überhängenden Zweigen und auch vom herabgefallenen Obst freizuhalten.

Mag manchem heute die Größe der Gärten wegen der Pflegelast überdimensioniert erscheinen, so ist sie den Gründungsfamilien und ersten Mietern gerade recht gewesen. Bei der Bemessung solcher Gärten ging man damals allgemein von mindestens 250 qm und einem Kleintierstall aus. Das, wusste man damals, konnte nebenberuflich und ohne fremde Hilfe intensiv bewirtschaftet werden und deckte den Obst- und Gemüsebedarf einer fünf- bis sechsköpfigen Familie! Darum diente ein großer Teil der Gärten damals der Ernährungsverbesserung der Familie. Heute sind sie eher kleine Freizeitparks und Hobbyfelder, und ihre Bepflanzung und Anordnung

erfolgt nach entsprechenden Bedürfnissen. Heute wohnen weniger Menschen in den einzelnen Wohnungen, und der Garten kann kaum noch als wichtige Quelle des Nahrungsbedarfs angesehen werden.

So spiegeln die veränderten Grünräume um die Häuser die veränderten Zeiten und gestalten heute in anderer Weise, aber ähnlich entscheidend wie früher, das Gesamtbild beider Siedlungen. Selbst die sonst allgegenwärtigen Autos, denen mit der Errichtung von Garagen und Abstellplätzen vor Jahren der zeitbedingte Tribut auf Kosten der Gartenfläche gezollt werden musste, müssen sich mit engen Straßen bescheiden und haben nicht wie anderenorts das Grünland unter ihre Asphaltdecke gebracht.

So verwirklichen Riedwiesen und Fasanenhof auch heute noch das Ziel, das die Gartenstadtbewegung um 1900 so formuliert hatte:

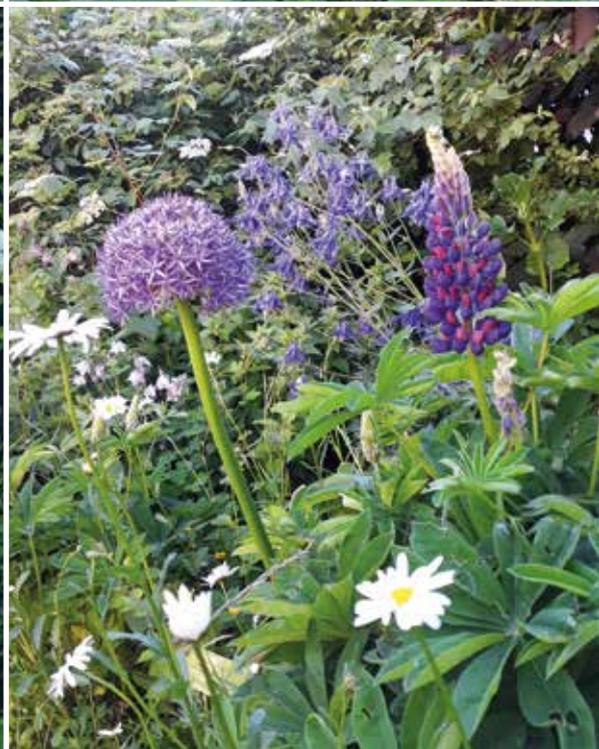
Stadtnahes Wohnen im Grünen

Stadtnahes Wohnen im Grünen









Riedwiesen-Lied

Ulf Gründler

1. Im Her - zen Kas - sels da liegt ein Stück - chen Land ver - träumt und
3 lau - schig von Frem - den un - er kann. Und sei - ne Häu - ser, die ra - gen spitz und steil. Hier bin ich
7 Mensch, hier ist die Welt noch heil! Die Son - ne geht auf ü - ber dem Ried. Der
11 Ne - bel ver - stiebt auf Bach und Moor, die Am - sel stimmt an ihr schön - stes Lied und
15 schwingt sich zum Him - mel hochem - por.

Die Menschen freundlich entspannt und ohne Harm,
da werden Geist und die Seele ja so warm.
Im Garten hoppelt der Hasen muntre Schar
und Kinder spielen und juchzen wunderbar.
Die Sonne geht auf über dem Ried.
Der Nebel zerstiebt auf Bach und Moor.
Die Amsel stimmt an ihr schönstes Lied
und schwingt sich zum Himmel hoch empor.

Es spriessen Büsche und Kraut im Überfluss
und das Gemüse ist stets ein Hochgenuss.
Und bunte Blumen verzieren jeden Baum.
Ja, unsre Riedwiesen sind der schönste Traum.
Die Sonne geht auf über dem Ried.
Der Nebel zerstiebt auf Bach und Moor.
Die Amsel stimmt an ihr schönstes Lied
und schwingt sich zum Himmel hoch empor.

Die Riedwiesenimkerei

Christian Krieg-Hartig

Vor fünf Jahren bekam ich von einem Freund mein erstes Bienenvolk geschenkt und seitdem lässt mich die Liebe zur Imkerei und diesen wunderbaren Wesen nicht mehr los. Mittlerweile ist am Diedichsborn Nummer 30 eine kleine Familienimkerei entstanden mit momentan etwa zwanzig Honigbienenvölkern. In den Jahren davor vermisste ich in zunehmenden Maße das Summen der Bienen, gerade im Frühjahr, wenn die Natur erwachte. Im Grabeland und in unserem Garten warteten Obstbäume, Gemüse und Blumen auf Bestäubung, aber es wurde immer stiller und Honigbienen blieben teilweise ganz aus. Das hatte mich damals alarmiert und den Wunsch in mir geweckt, mehr in das Leben dieser geflügelten Insekten einzutauchen.

Die Imkerei ist nicht nur nützlich und für den Imker natürlich auch eigennützig, sie ist auch sinnlich, inspirierend und reine Meditation. Nichts lässt den Geist mehr zur Ruhe kommen als ein gemütliches Gartenplätzchen neben einem Bienenstock: Start-Landung, tänzeln, summen, verteidigen, bunte Pollenhöschen eintragen, lüften, versorgen, entsorgen...und so emsig geht es den ganzen Tag von früh bis spät. So nützlich die heimischen Honigbienen gerade für unseren Kulturanbau und damit für unsere Ernährung sind, darf man keinesfalls ihre wilden Schwestern, die mehr als 550 in Deutschland lebenden Wildbienenarten, aus dem Blick verlieren. Hier geht es um teilweise hochspezialisierte, meist solitär lebende Bienen und Hummeln, deren Wichtigkeit für die Existenz funktionierender Ökosysteme, beispielsweise als Bestäuber für Wild- und Nutzpflanzen oft unterschätzt wird. Fast die Hälfte dieser Arten sind in Deutschland akut vom Aussterben bedroht. Wer genau hinschaut kann sie auch in unserer Siedlung entdecken, die Mauerbienen, Sandbienen, Maskenbienen, Erd- und Baumhummeln und viele mehr, die sich in ihrer Vielfalt dort am wohlsten fühlen, wo wir unsere Gärten nicht zu sehr aufräumen, bewusst „wilde Ecken“ belassen und gezielt Lebensräume schaffen.

Um die Liebe zu diesen Insekten mit Menschen in der Siedlung zu teilen, habe ich im vergangenen Jahr damit begonnen, meine Bienenstöcke in der ganzen Siedlung zu verteilen. Ich fragte einfach meine Mitmenschen in der Siedlung, ob sie Lust auf einen Bienenstock im eigenen Garten hätten, Lust mal hautnah ein Bienenjahr mitzuerleben. Trotz anfänglicher Berührungsängste konnten einige Genossinnen und Genossen die Erfahrung machen, wie sehr solch ein Bienenvolk den Garten bereichert und wie wenig man Angriffe und Stiche von diesen

friedlichen Hautflüglern befürchten muss. Dies verstehe ich auch als inspirierenden Beitrag, Artenvielfalt in unseren Gärten als erstrebenswertes und beglückendes Wert für unser Leben in den Riedwiesen noch mehr in unsere Aufmerksamkeit zu holen. Bau von Nisthilfen, Altholzstapel, Abbruchkanten, Sandflächen, Blumenvielfalt, Anpflanzung von Wildobsthecken und Wildstauden. Es gibt so viele einfache Möglichkeiten, die Insektenvielfalt unserer Gärten zu fördern, und ich bin wirklich begeistert, wie sehr dies erfahrbar und sichtbar funktionieren kann. Wir Erbbauer mit unseren wunderbaren alten Gärten haben alle Voraussetzungen, um Insektenvielfalt in unsere Siedlung einzuladen. Ein besonderes Gefühl ist es dann einen Honig zu genießen (nämlich den „Original Riedwiesenhonig“), bei dem man genau weiß, dass er wirklich als Kleinod in diesen besonderen Gärten und eben auch im eigenen Garten von den Riedwiesenbienen gesammelt wurde. Erlöse aus dem Honigverkauf kommen übrigens regionalen Gartenprojekten zugute.



„Wir Erbbauer mit unseren wunderbaren alten Gärten haben alle Voraussetzungen, um Insektenvielfalt in unsere Siedlung einzuladen.“



Die Benennung der Wege in der Riedwiesen-Siedlung

Walter Klonk

Sind sie auch schmal, so sind sie doch heute als Straßen ausgebaut und befahren, in einem Maße, der die ersten Bewohner unserer Siedlung vielleicht entsetzt hätte. Sie sahen in ihnen wohl vornehmlich Fußwege mit gelegentlich notwendigem Fahrzeugbetrieb der Handwerker. Von dieser ländlichen Lebensraumerwartung scheinen auch die Namen der Straßen bestimmt zu sein. Sie entsprachen damit auch der damals von der Stadt geforderten „landhausmäßigen“ Bebauung.

Anders als im Ihringshäuser Siedlungsteil, für den die Stadt die Straßennamen vorgab, bat sie für die Riedwiesensiedlung den Vorstand der Baugenossenschaft um Vorschläge zur Benennung. Über Umfragen bei heimatkundlich interessierten Genossenschaftsmitgliedern und unter Mitwirkung des Vorsitzenden des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde – Zolldirektor Woringen – einigte man sich ab 1925 auf alt hergebrachte Flurnamen dieser Gegend. Fündig wurde man vor allem in den Steuerkatastern und Grundzinslagerbüchern von Kirchditmold und Wahlershausen. Sie betrafen die gepachteten Liegenschaften des Ersten Staatsministers Julius von Wittorff, zu dem weiter unten mehr zu berichten ist. Bei P. Heidelbach (Geschichte der Wilhelmshöhe, 1909, S. 267f.) werden ständige Zinszahlungen des Herrn von Wittorff für folgende Grundstücke benannt:

Wahlershausen: „von ... der Pfandswiese, von zwei zwischen den Herrenwiesen gelegenen Wiesen, die dann mit Alleen bepflanzt und gegen ein Stück von der Kleebreite eingetauscht wurden ...“

Kirchditmold: „von den Wiesen in den Gerödern, von der Hälfte einer Wiese unterm Lingenberge* an der Herrenwiese. ... ferner von einer Wiese unterm Hohenroth, von einer Wiese an der Kleebreite und einer solchem im Geroth.“

Von daher stammen die Namen der Sträßlein, die von Süden nach Norden die Siedlung erschließen. „Herrenwiesen“ verweist darauf, dass die Wiese einem Herrn, also einem Adligen, gehörte. Der damals diskutierte Vorschlag „Husarenwiesen“ ging ebenso auf Herrenbesitz in den Riedwiesen zurück, denn die Landgräflichen Husaren hatten hier Weideland. Dagegen sagt „Kleebreite“, dass es sich um bäuerliche Nutzung jener „Breite“ handelte. In „Gerödern“, „Geroth“ und „Hohenroth“ ist der Wortstamm „Roden“, also urbar machen, sinnstiftend. Die Schreibweise war nie festgelegt, sie richtete sich nach der Aussprache.

Für das kurze Straßenstück, das am nördlichen Ende des Geröderwegs parallel zum Hange führt und ebenfalls noch Geröderweg benannt war, forderte der Polizeipräsident 1929 „aus verkehrstechnischen Gründen“ einen eigenen Namen. Die Vorschläge Fohlenwiesen oder Husarenwiesen wurden von der Stadt übergangen, die den Namen „Am Hutekamp“ setzte, eine Namensbildung, die an Flurnamen anklingt, aber in dieser Region keine Vorgabe kennt. Hute hieß ein Gemeindeland, auf das man seine Schafe, Ziegen, Gänse oder auch Schweine treiben und hüten konnte. Aber -kamp ist in der hiesigen Gegend nicht gebräuchlich.

Die Benennung der drei neuen Ost-West-Straßen ist unmittelbar einzusehen, durchzieht die eine doch den „am Hange“ liegenden Siedlungsteil, und die Grundstücke der zweiten werden von den Wassern des „Diedichsborn“ durchflossen. Der Name Diedich ist nicht geklärt. In alter Zeit sprach man vom Oberen Diedich (heute Prinzenquelle) und Unterem Diedich (unser „Diedichsborn“). Man sah offenbar die beiden Quellen als gemeinsame Ursache

* der alte Ausdruck für Lindenberg



des Sumpfbereichs, des „Rieds“. Diese Bezeichnung war für sumpfiges Gelände gebräuchlich. Dass die Haupt-, Zu- und Durchfahrtsstraße den Siedlungsnamen „Riedwiesen“ erhielt, lag ebenfalls nahe.

Zu Anfang des Siedlungsbaus war die Zufahrt zu den Baustellen vor allem die Weimersgasse, ein seit alters her genutzter Weg in die Flurstücke. Die Gasse führte wie heute von der Brunnenstraße aus am Südrand des Friedhofs entlang und früher auf dessen Höhe bis zum Langen Weg (s. u.). Erst nach der 1832 wegen einer Epidemie erforderlich gewordenen Friedhofserweiterung nach Süden war die Westhälfte der Weimersgasse an der neuen Grenze hinunter in den heute bekannten tiefer liegenden Verlauf gebracht worden, der damals für den Siedlungsbau gebraucht wurde. Der seit früheren Zeiten gebräuchliche Name ist wohl auf eine am Weg gelegene Hofstätte einer Familie Weimer zu erklären. Belegt ist das nicht.

Der von der Kirche hinunterführende und am Wasserfallgraben entlang streichende Fahrweg trug bis zum Ende des zweiten Weltkriegs den althergebrachten Namen „Langer Weg“ und war nur wenig als Straße ausgebaut, wie noch heute das Endstück bis zur Ochsenallee zeigen kann. Dieser Weg grenzte und grenzt das Kirchditmolder Gebiet vom Wahlershäuser ab. Die Benennung „Am Berggarten“ nimmt Bezug auf die zahlreichen Gärten des Geländes. Sie könnte auch zu dem zur Vermeidung einer Verwechslung mit der Wahlershäuser Lange Straße gewählt worden sein.

So bleibt nur noch die Straßenbezeichnung „Am Juliusstein“ zu erklären, die keine Flurbezeichnung oder ihr Ähnliches ist. Sie bezieht sich auf ein 1784 von dem bereits genannten Ersten Minister Julius von Wittorff gebautes Lustschlösschen, dem er den Namen Juliusstein gab. Es lag im damals noch nicht nach Norden erweiterten Park Wilhelmshöhe, nordwestlich des Marstallgebäudes, unweit des später gebauten Neuen Wasserfalls. Von Wittorff baute den Besitz zu einem Gut um das Schlösschen aus.

Etwa um 1794 verkaufte er aber das Anwesen an den Landgrafen, um die damals auf Grundbesitz erhobenen Kontributionen für den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich zu

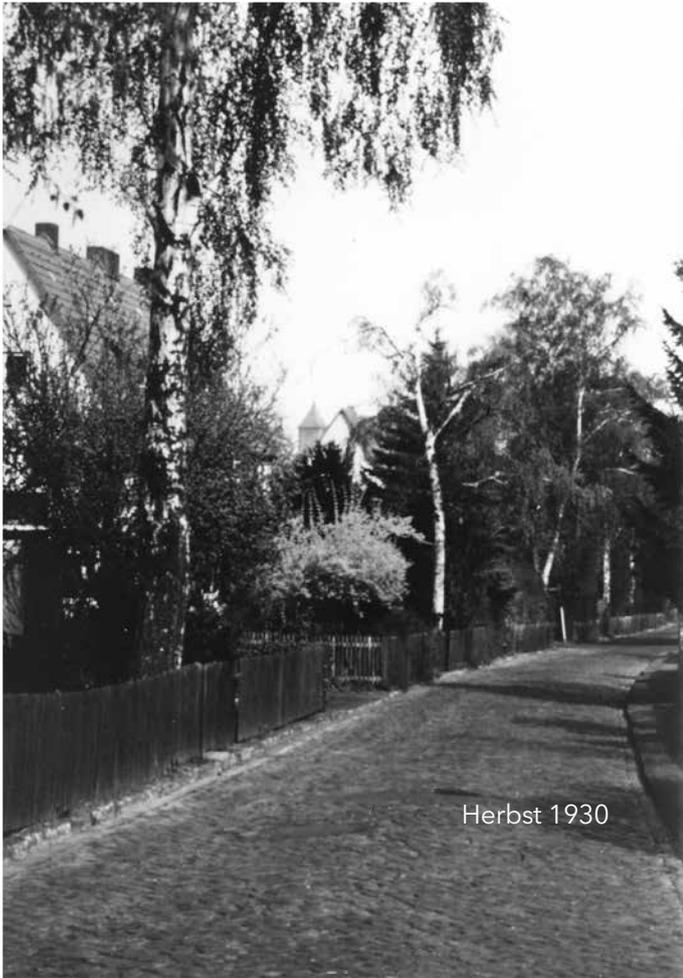
sparen. Der Bezug zu der Kirchditmolder Siedlung ist einmal darin zu sehen, dass Herr von Wittorff größere Wiesenstücke von Wahlershausen und Kirchditmold für seine Gutsanlage angekauft hatte. Die Verbundenheit speziell mit Kirchditmold zeigt sich zum anderen darin, dass Julius von Wittorff einen erheblichen Betrag zum Bau der Kirchditmolder Kirche gegeben hatte. Dafür war ihm vom Landgrafen damals das Recht auf eine Adelsloge in der Kirche gewährt worden. Um an den Herrn, dessen Wappen noch heute in der Kirche zu sehen ist, zu erinnern, wurde die letzte der süd-nördlich führenden Straßen „Am Juliusstein“ genannt.

Sein Schlösschen ließ der Landgraf abreißen und die vorhandenen Wirtschaftsgebäude zu einer Schweizerei umbauen, die er Montchéri nannte. Damit begann die Norderweiterung des Bergparks bis zur Waldschule.

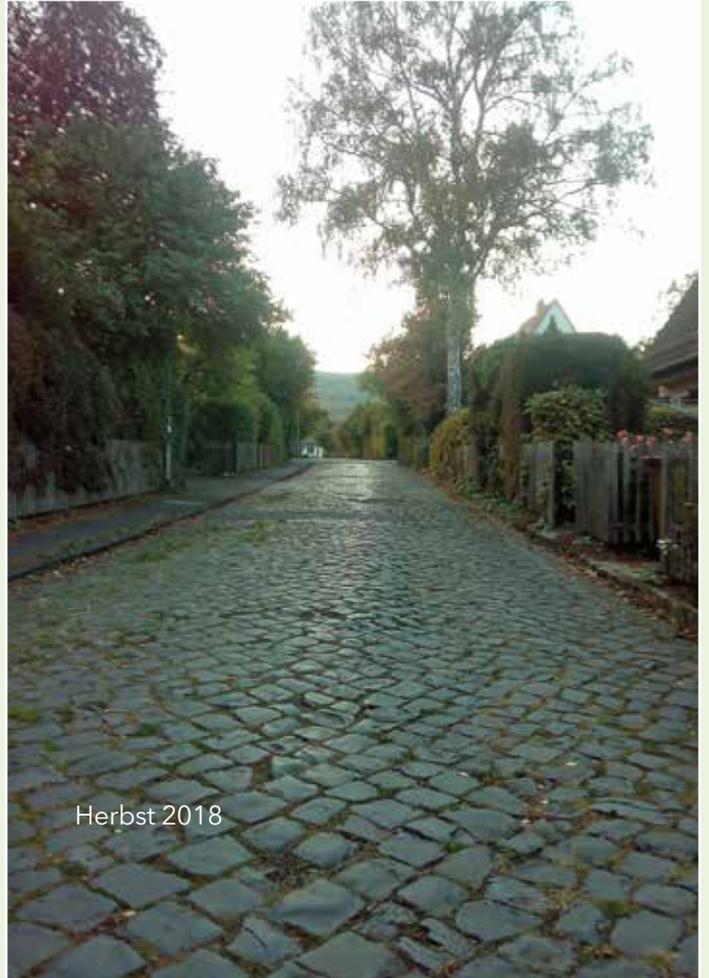




Diedichsborn einst und jetzt



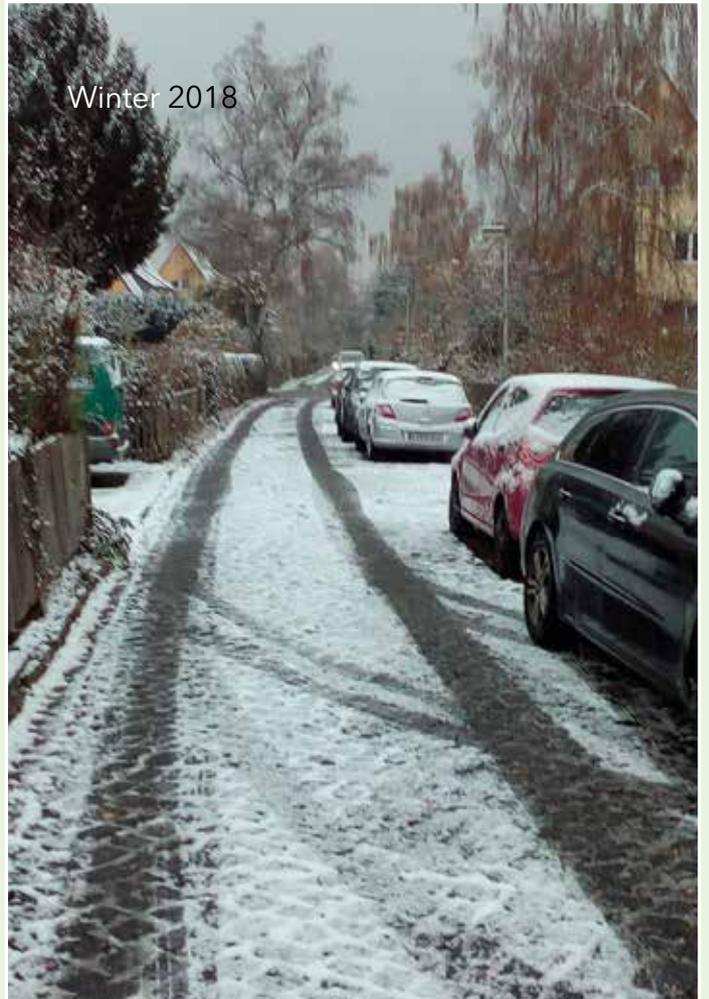
Herbst 1930



Herbst 2018



Winter 1930



Winter 2018



Stadtteile Freitag, 29. Dezember 2017

Tolles Haus für Ältere

Erbbau-Genossenschaft übergibt seniorengerechtes Gebäude an die Bewohner

von Just Fries

KIRCHENTHOLD. Hans-Joachim Busch ist glücklich. In seinem Bereich der 67-jährigen Bauarbeiterin mit Händen wie aus Beton hat er seine Wohnung in dem Neubauwerk in Kirchenthaldorf. Er ist der Bruder von acht Partnern. Busch hat eine kleine Erdgeschosswohnung mit zwei Terrassen und direktem Zugang zum großen Garten in dem begehrten, seniorengerechten Neubau der Erbbaugenossenschaft Gessel regent. Zur Marie, „Hier ist es einfach alles. Das Haus, die Lage und die Mitbewohner“, limitiert es sich auf der neuen Straße.

Michael Schimanski (Wulf 82) und Helene Claudia Wulf (81) sind ebenso glücklich. Seit Oktober bewohnen sie das erste fertiggestellte Mehrfamilienhaus. „Wir fühlen uns hier sehr wohl“, sagt der pensionierte Krankenschwäger, der bislang in Würzburg lebte. Er und seine Frau haben die „Umsatzpreisbindung“ (zwei Jahre) bewahrt. „Schließlich hier ist das Haus „wie ich habe und Lebensperspektive“.“

Das barrierefreie Wohnhaus besteht aus vier Geschossen, bestehend aus 100 Wohnungen mit einem markanten Spracherhöhrer in der ersten Nachbarnzone der 1929 gegründeten Genossenschaft und Fertigstellung der weit über 1000 Quadratmeter Fläche bekommen Stellung vor 87 Jahren. Bildung habe man sich mit den Bestand gekümmert, erklärt die Verwaltungsleiterin Petra Fries.

„Diese große war die Freude während der Erbauung. Einbeziehung des auch energetisch den modernsten Standards entsprechende Gebäude. Zudem war auch mit der gut etablierten Bauweise als auch mit den verpackten Einheiten von 1,2 Millionen Euro im Rahmen gefahren und, wie das Architekturbüro Störmer Wölfling und Rühl Siller betonen.

„Wiederholend heißt Böckmann sagt, dass der ge-

staltung der Erbbaugenossenschaft trägt. Und eine wichtige weitere Projekt dieser Art ist. Die Bewohner der Genossenschaft in den Kirchenthaldorf, welches jetzt ein Leben lang in den Häusern und Wohnungen sind vorbereitet sie in der Regel an ihre Nachkommen weiter. Der Bedarf nach seniorengerechten Wohnungen steigt, weil viele ältere Menschen den Umgang mit Altbau nicht so leicht bewerkstelligen, wie möglich. Daher ist immer häufiger der Wunsch an die Erbbaugenossenschaft, das Projekt zu unterstützen.

Die Einbeziehung der Baukosten entstand im Zeitraum 1929 bis 1938. Erworben wurde die von damaligen Bauverwaltern Hans Siller, Charakteristisch für die Ein-, Doppel- und Mehrfamilienhäuser sind die Sprüche, die zwei weitere Geschosse ermöglicht, und ein geräumiges Gassen mit Schotteranordnung. Die Erbbaugenossenschaft hat mehr als 100 Gebäude mit gut 100 Wohnplätzen.

Freuen sich auf ihr neues Zuhause in den Kirchenthaldorf, Hans-Joachim Busch und Händel „Mika“.

Michael Schimanski und Helene Claudia Wulf in den Kirchenthaldorf.

Einblick in die Wohnung der Michael Schimanski.



Seniorengerechtes Wohnen in den Riedwiesen 47

Peter Erny

Seit Beginn meiner Tätigkeit in der Genossenschaft vor etwa 25 Jahren ist das Thema eines neu zu errichtenden Gebäudes, das zielgerichtet auf die Bedürfnisse älterer Menschen zugeschnitten ist, aktuell. Es wurde immer wieder diskutiert. Mitglieder in der Genossenschaft haben in der Vergangenheit mehrfach den Wunsch nach seniorengerechten Wohnungen gegenüber den Vorständen geäußert. Es gab einige Initiativen und es waren auch einige Arbeitsgruppen früher in dieser Richtung aktiv. Insgesamt ist inzwischen eine Überalterung in unserer Siedlung festzustellen. Häufig bewohnen Mitglieder Häuser oder Doppelhaushälften mit großen Grundstücken ganz allein und sind damit im Alter letztendlich doch überfordert. Die Nachfragen nach behindertengerechten Umbauten von Bädern und Wohnungen haben bis heute stark zugenommen. Konstruktiv und auf Grund der Auflagen durch den Denkmalschutz ist ein Umbau von vorhandenen Häusern im Hinblick auf seniorengerechtes, barrierefreies Wohnen im Prinzip nicht möglich. Das war letztlich der Grund, dass sich die Erbbau-Genossenschaft entschlossen hatte, den Bau von seniorengerechten Wohnungen für ältere Mitglieder auf einem Teil ihres freien Grundstücks, das seinerzeit als Grabeland genutzt wurde, zu bauen.

So wurde mit der Umsetzung eines solchen Baues vor 7 Jahren, also 2011, begonnen. Mit dem Neubau sollte insbesondere für ältere Bewohner der Siedlung eine Möglichkeit geschaffen werden, im höheren Lebensalter weiterhin in der vertrauten Umgebung wohnen zu können. Die Idee des seniorengerechten Wohnens in der Genossenschaft nahm immer deutlichere Gestalt an. Einerseits sollten die älteren Menschen, die bisher allein in großen Häusern oder Doppelhaushälften wohnten, in kleinere neue Wohnungen mit Wohnflächen von 50 bis 80 qm ziehen, andererseits sollte das gewohnte Umfeld erhalten bleiben. Die Kosten der neuen barrierefreien Wohnungen sollten möglichst in dem Bereich der bisherigen Gesamtmietkosten für die früher bewohnten Häuser liegen. Die freigegebenen Häuser und Doppelhaushälften sollten an junge Familien mit mehreren Kindern neu vermietet werden. Für die älteren Bewohner entfielen damit auch die Bewirtschaftung der großen Gartenteile, mit denen sie im zunehmenden Alter immer mehr überfordert wären. Die Frage, wie die früheren Mieter der großen Häuser künftig ihre Kinder, Angehörigen und Freunde unterbringen könnten,

wenn diese zu Besuch kommen, haben wir durch die Einrichtung einer ca. 50 qm großen Gästewohnung „Herkulesblick“ gelöst. Diese Gästewohnung steht allen Mitgliedern und Freunden gegen einen Kostenbeitrag zur Verfügung und ist über unsere Homepage buchbar.

In einem Brief, den ein Mitglied 1996 zu „Punkt Verschiedenes“ in der Jahreshauptversammlung schrieb, wird der Wunsch nach seniorengerechten Wohnungen deutlich vorge-
tragen.

„Dem Architekten Soeder
die Hand reichen.“

Architekt Marcus Wilhelm

Hier ein Auszug aus dem Brief:
„Seit meine Mutter vor 21 Jahren für 1 Jahr in eine Seniorenresidenz am Bodensee zog, beobachte ich

interessiert und kritisch die (Preis-)Entwicklung auf dem freien Markt der Seniorenheime und würde gern evtl. mit 80 Jahren (bis dahin sind es noch 21 Jahre) in einem noch zu errichtenden Gebäude unserer Genossenschaft leben, das auf die Bedürfnisse des Alters zugeschnitten ist, wenn es bis zu diesem Zeitpunkt so etwas gibt. Die Reduzierung der Wohnfläche auf ein Drittel der jetzigen bei gleicher Miete halte ich für akzeptabel. Die Weitergabe von Haus und Grundstück an junge Leute mit Kindern wäre ein gesellschaftlich nicht unerwünschter Nebeneffekt ...“

Es hört sich verwunderlich an und es ist kaum zu glauben: diesem Mitglied konnten wir fast zeitnah zu seinem 80. Geburtstag seinen Wunsch erfüllen. Er lebt heute mit seiner Frau in dem neuen „Soederhaus“. In seinem komplett sanierten Haus ist im Jahr 2018 eine Familie mit 3 Kindern eingezogen.

Das neue „Soederhaus“

Das neue „Soederhaus“ wurde nach modernsten Gesichtspunkten gebaut und wird mit einer Wärmepumpe beheizt. Es wurde außerdem eine Fotovoltaikanlage installiert, die mit Hilfe der Firma Prosumergy GmbH den Strom an die Mieter liefert. Eine weitere Besonderheit ist hier ein Display im Haus, das den Solarertrag und den Stromverbrauch grafisch den Mietern darstellt. Das Projekt mit der neuen Form des Mieterstrommodells wurde mit Mitteln des Landes Hessen gefördert. In einem Brief aus dem Jahr 1998 (ebenfalls von dem erwähnten Mitglied), wurde der Vorstand auf die Tatsache hingewiesen, dass fotovoltaische Energiegewinnung auf Erbbau-Häusern zukünftig für unsere Genossenschaft rentabel wäre.

Planungsschritte und Realisierung

Ende 2011	Das Büro programat4architektur, Herr Marcus Wilhelm, wird mit der Erstellung einer Machbarkeitsstudie „Seniorengerechtes Wohnen in den Riedwiesen“ beauftragt.
2012	Vorstellung der Machbarkeitsstudie in der Mitgliederversammlung der Erbbau-Genossenschaft.
2013	Auf der Mitgliederversammlung gibt es noch kein Votum für das Konzept der Bauvoranfrage 2013 mit „U-förmigen Wohnhöfen mit Mehrzweckgebäuden“.
Ende 2013	Auf Wunsch vieler Mitglieder werden mehrere Arbeitsgruppen und ein Beirat gebildet, damit die Mitglieder der Genossenschaft stärker in die Planung und Mitgestaltung des Wohngebäudes eingebunden werden. Es soll ein anderes Gestaltungskonzept gefunden werden.
2014	In der Mitgliederversammlung werden die planerischen Umsetzungsideen der Arbeitsgruppen und des Beirates gemeinsam mit dem Architekten präsentiert. Die Weiterführung der Planung mit dem neuen Gestaltungskonzept wird beschlossen. Gleichzeitig werden Alternativen der Projektfinanzierung vorgestellt.
März 2015	Die Mitglieder werden in einer gesonderten Informationsveranstaltung über die Ergebnisse informiert und das weitere Vorgehen besprochen. 80 % der anwesenden Mitglieder sprechen sich für das geplante „Seniorengerechte Wohnen“ aus.
Im Juni 2015	In der jährlichen Mitgliederversammlung wird über die Ergebnisse und das weitere Vorgehen des Projektes berichtet. In einem Votum sprechen sich die anwesenden Mitglieder mehrheitlich für das Projekt aus.
Ende Juli 2015	Der Aufsichtsrat empfiehlt dem Vorstand die Umsetzung des Projektes. Es werden Gespräche mit künftigen Nutzern geführt zwecks Einbindung in die Grundrissplanung, Angebote für das Bauprojekt eingeholt, vorbereitende Untersuchungen zum Baugrund vorgenommen usw. Das Architektenteam erhält den Auftrag für die weitere Abstimmung mit der Stadt und die Erstellung der Baupläne für die Genehmigung des Bauprojektes. Der Bauantrag soll bis Ende des Jahres 2015 eingereicht werden. Der Vorstand beabsichtigt, bis Ende des Jahres über die Realisierung des Projektes endgültig zu entscheiden.
Oktober 2015	In einer gesonderten Informationsveranstaltung für die Mitglieder erfolgt die Zustimmung zum Bauprojekt.
Dezember 2015	Der Vorstand beschließt in Abstimmung mit dem Aufsichtsrat das Bauvorhaben durchzuführen.
März 2016	Das Bauprojekt „Seniorengerechtes Wohnen“ wird durch die Stadt Kassel genehmigt. In der Folge wird das Baugrundstück vom Kampfmittelräumdienst untersucht und für die Bebauung vorbereitet. Es folgen Rodungsarbeiten, Herstellung der Bodenplatte und erste Rohbauarbeiten.
September 2016	Die Grundsteinlegung des Bauprojektes findet statt. Der Rohbau wird zügig durchgeführt.
November 2016	Richtfest mit beteiligten Firmen, Architekten, Vorstand und Vertretern des Aufsichtsrates sowie Mitgliedern, Nachbarn und der Presse. Der Innenausbau des Neubaus geht ab November zügig voran.
2017	Fertigstellung des Innenausbaus und im Sommer Gestaltung der Außenanlagen.
September 2017	Der Neubau ist bezugsfertig und die ersten Mieter ziehen in das „Seniorengerechte Wohnen“ ein.
Anfang 2018	Alle 8 Wohneinheiten sind an Mitglieder der Genossenschaft vermietet.

Entsprechend der Zielsetzung für das Bauprojekt „Seniorenrechtliches Wohnen“ konnten insgesamt 4 Häuser freigemacht werden, deren Mitglieder in das neue Bauprojekt gezogen sind. Diese Häuser wurden an junge Familien mit Kindern vergeben und sind bereits bezogen. Ebenfalls wurde ein Wunsch der Mitglieder, ein Haus an eine syrische Flüchtlingsfamilie mit Kindern zu vergeben, realisiert. Der Kostenrahmen für das Bauprojekt in Höhe von 1,2 Mio. Euro konnte eingehalten werden. Die Finanzierung erfolgte aus Eigen- und Fremdmitteln. Die Gestaltung des Neubaus und der Außenanlagen wird als ansprechende und bereichernde Ergänzung der Siedlung empfunden – eine Neuinterpretation des Riedwiesen-Hauses von Hans Soeder. Damit hat die Genossenschaft nach nun fast 100 Jahren ein Zeichen für die Weiterentwicklung unserer Siedlung in den Riedwiesen gesetzt. In Zukunft könnten auf dem Gelände des Grabelandes nach Ergebnis der Bauvoranfrage weitere Bauabschnitte mit bis zu ca. 45 Wohneinheiten entstehen. Die neuen Mieter im „Soederhaus“ sind sehr zufrieden und fühlen sich in der Umgebung sehr wohl. Für die Zukunft wird die Entwicklung und die Nachfrage nach Seniorenwohnungen in unserer Siedlung weiter beobachtet, ggfs. können später mal weitere Bauabschnitte erfolgen. Das verbleibende Grabeland kann bis dahin weiter an Mitglieder der Genossenschaft zur Nutzung verpachtet werden.

Im Nachhinein betrachtet hat das Neubauprojekt an uns alle hohe Anforderungen gestellt. Wir bedanken uns bei unseren Mitgliedern für die intensive Abstimmung des Bauplanungsprozesses, die intensiv geführten Diskussionen, durch die wir hohe Akzeptanz in der Gestaltung des Neubaus für unsere Siedlung erreicht haben. Wir danken unseren Mitarbeitern für die doch z.T. hohen Belastungen in der Zeit der Planung und der Realisation dieses Bauprojektes. Wir danken den beteiligten Firmen und insbesondere dem Architektenteam Herr Marcus Wilhelm und Frau Birgit Sieler vom Büro „programat4architektur“ für die hervorragende Begleitung und Betreuung unseres Bauprojektes. Herr Staub, unser Mitglied in der Genossenschaft, hat den gesamten Bauprozess des Neubaus mit der Kamera festgehalten und darüber einen Videofilm erstellt, der zur Feier des 100 jährigen Bestehens der Erbbau-Genossenschaft gezeigt werden soll. Wir verweisen darüber hinaus auf unsere Homepage der Erbbau-Genossenschaft (www.erbbau-genossenschaft-kassel.de), wo der gesamte Bauprozess des „Seniorenrechtliches Wohnens“ mit Abstimmungsprotokollen usw. sowie dem gesamten Ablauf im Einzelnen dargestellt ist und nachgelesen werden kann.

Peter Erny
für den Vorstand der Erbbau Genossenschaft
September 2018



Im neuen seniorengerechten Haus

Dietrich Bauer

„Frau Walbeck, Frau Walbeck, halten Sie Ihren Schäferhund fest: Unser Piepser ist bei Ihnen abgestürzt!“ So riefen meine Töchter voller Schrecken, als der von uns aufgezogene Mauersegler beim ersten Flugversuch nicht in den Himmel aufstieg, sondern im Gleitflug auf ein Grundstück Am Diedichsborn zusteuerte und offenbar notlanden musste.

Jedoch - welch ein Wunder - er kam am nächsten Morgen durch das Gras ruderd unversehrt zurück, wurde weiterhin mit aufgetautem Hackfleisch, gekochtem Eigelb und lebend gefangenen Fliegen gefüttert und von mir bei frischem Wind fliegerisch ausgebildet, bis er die Strecke vom Handteller bis zur Schulter nicht laufend oder flatternd, sondern im Fluge beherrschte und sich davon machte.

Inzwischen sind die 1964/1966 geborenen Töchter und die 1980/1982 geborenen Söhne auch „flügge“ geworden und haben das Haus Am Hange 29 längst verlassen, in dem wir seit 1968 auch Erfahrungen mit der Aufzucht von Igelhunden gesammelt haben. Dem Straßenbahnspruch folgend „Gib Deinen Sitzplatz dem, der ihn nötiger hat“ tauschten wir unser geräumiges Wohnhaus mit einer Neubauwohnung unserer Erbbaugenossenschaft im „Traumhaus“ des Architektenbüros Wilhelm/Sieler mit der Hausnummer Riedwiesen 47.

Nach altersbedingten Schwierigkeiten beim Umzug sind wir inzwischen „angekommen“ und antworten gern auf die Frage nach dem Unterschied zwischen altem und neuem Haus. Dazu einige Vergleiche: Während wir im alten Haus mit Öl heizten, haben wir im neuen Haus Fußbodenheizung per Erdwärme; statt einem Quadratmeter Fotovoltaik im alten haben wir jetzt 36 Solarpaneele und bekommen den Strom für uns und weitere 7 Mieter direkt vom eigenen Dach. Statt Badewanne gibt es für uns jetzt eine behindertengerechte Dusche zum Reinfahren und statt vom Keller mit 78 kg Ernte des selbstgepflanzten Walnussbaums mühsam 5 Stockwerke hochzukraxeln, schaffen wir die 4 Stockwerke im neuen Haus per Fahrstuhl ganz lässig ohne einen Tropfen Schweiß, wenn wir rüstige Senioren uns nicht gerade als „Kletterkünstler“ betätigen wollen.

Das „Traumhaus“ ist von morgens bis abends sonnenumflutet, die Treppe darin wird ohne unser Zutun gesäubert, die Zugangswege winters vom Schnee befreit, der Rasen sommers gemäht. Nur „gebratene Tauben“ fliegen uns noch nicht ins Maul, und ein Keller für kühle Getränke war wegen des nahen Bächleins nicht machbar, wird aber mit etwas Geschick durch kühle Garage, den isolierten Dachboden oder den moderneren Kühlschrank ersetzt.

Der (erwünschte) Nebeneffekt des Neubaus sind verschiedene freigewordene Gebäude aus der Zeit zwischen den Weltkriegen, in die nach Auszug von uns Älteren eine neue Generation von Erbbau-Genossen einziehen kann, was aber mit immens viel zusätzlicher Arbeit für Vorstand, Aufsichtsrat und Büro verbunden war, genau so wie bei den Gründern der Erbbau-Genossenschaft vor 100 Jahren !





Kinderspielen

damals
und heute



Kinderspielen in den 50er und 60er Jahren in den Riedwiesen Peter Leiding

Kinderspiele in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts in den Riedwiesen bedeutete in erster Linie: Spielen draußen auf der Straße und in den Gärten, auf dem Feld und im Wald, zu jeder Jahreszeit und bei fast jedem Wetter.

Damals gab es noch strenge Winter, so dass anfangs der Geröderweg oder die Kleebreite zur Rodelpiste verwandelt wurden. Als wir größer wurden, zogen wir erst zu Vielen auf den Lindenberg und nachmittags über die Prinzenquelle zur Hessenschanze, um dort auf Schlitten oder Gleitschuhen auf der Eisbahn in die Tiefe zu donnern. Die einen oder anderen Blessuren gehörten dazu, aber ernsthafte Verletzungen gab es nicht. Am schlimmsten waren die Schürfverletzungen im Sommerhalbjahr mit kurzen Hosen an Oberschenkeln und Hintern durch Stürze mit dem Roller, wenn wir vor Schmerzen nicht mehr wussten, wie wir uns setzen sollten. Blutige und verschorfte Knie waren alltäglich und waren Trophäen für heldenhaften Spieleinsatz. Die Schorfstellen wurden gelegentlich aufgekratzt und à la Winnetou und Old Shatterhand wurde Blutsbrüderschaft geschlossen, in dem die aufgekratzen Wunden aneinandergehalten wurden. Zum Glück

hatte damals noch keiner Angst vor Aids oder anderen Krankheiten.

Am tollsten habe ich die Völkerballspiele auf der Ecke Geröderweg / Am Diedichsborn mit 15 - 25 MitspielerInnen in Erinnerung. Das war ein großartiges Gruppenereignis und fand bis Mitte der 60er Jahre anfangs fast täglich bis wöchentlich, später wöchentlich bis monatlich statt.

Einmalig war das Stöcker - Auswerfen - Spiel. Hier wurden von obiger Ecke jeweils ein Stock in jede Himmelsrichtung so weit wie möglich geschleudert. Während ein Spieler alle vier Stöcke einsammeln musste, haben sich die anderen versteckt. Nachdem der Spieler alle Stöcke eingesammelt hatte, musste er die anderen Mitspieler suchen. Wenn ein Spieler gefunden wurde, begann ein spannendes Wettrennen: wenn der Sucher als erster auf der Kreuzung ankam, war der Gefundene gefangen. Wenn der Gefundene als erster ankam, konnte er Gefangene befreien, indem er die Stöcke neu auswarf. Man konnte sich auch an die Ecke über die Gärten heranspielen, um die Stöcke neu auszuwerfen ohne dabei erwischt zu werden. In einer Runde konnten die Stöcke maximal dreimal ausgeworfen werden. Wer dann als erster gefangen war, musste in der nächsten Runde den Sucher spielen.

Heutzutage sind weder Völkerball, Brennball, Treibball noch Stöckerauswerfen auf den Straßen spielbar, weil viel zu viele Autos auf den Straßen herumstehen. Das war damals noch die Ausnahme. Nur wenige Autos standen auf der Straße, die anderen in den Garagen. Wenn uns Kleinwagen wie Isetta oder Messerschmidt Kabinenroller im Wege standen, wurden sie kurzerhand mit vier Personen zur Seite getragen, meist mit der vorderen Einstiegsseite vor die damals noch vorhandenen Telefonmasten. Diese Autos standen uns danach nie wieder beim Spielen im Weg.

Gespielt wurde auch auf dem Feld westlich des Juliussteins, wo sich heute das „Millionenviertel“ befindet. Es wurde ab 1967 vermessen und sukzessive bebaut. Die Grundstücksmarkierungen wurden von uns immer wieder entfernt, später die Mischmaschinen nachts mit Speis gefüllt, der am nächsten Morgen dann gut durchgehärtet war. So haben wir



unseren Protest gegen die Wegnahme dieses schönen Spielfeldes kundgetan, auf dem im Sommer/Herbst in Spiellaune verbissene Stoppelschlachten stattfanden oder aus den Strohballen tolle Burgen gebaut wurden, in denen dann die ersten harmlosen Knutschereien stattfanden. Da das dem Domänenverwalter Becker gar nicht gefiel, musste immer einer von uns Schmiere stehen, um uns zu warnen, wenn er wieder in seinem VW Käfer oder Opel Rekord auf uns Treibjagd machte.

Nicht draußen spielen zu dürfen, war eine Strafe und die absolute Ausnahme. Sobald ein Kind draußen war, gab es einen akustischen lauten Singsang von sich, auf das dann sehr kurz darauf die ersten Echos kamen. Selten waren in wenigen Minuten weniger als mindestens fünf oder mehr Kinder mit mindestens einem Ball auf der Straße. Wenn einzelne Kinder nicht immer draußen waren, wurden sie gnadenlos als „Stubenhocker“ abqualifiziert.

Unsere Rumtreiberei hatte auch Kritiker: Die Zwillingsschwestern Wolf und deren Ehemann am oberen Ende des Geröderwegs hatten immer wieder die Polizei gerufen, weil wir auf der Straße spielten. Die Polizei ermahnte uns dann und schrieb gelegentlich unsere Personalien auf. Sobald die Polizei weg war, ging das zwangsweise unterbrochene Spiel auf der Straße weiter. Ein Polizeimeister Franke besuchte zweimal meine Eltern, ent-

schuldigte sich für die Störung, aber er müsse der Anzeige „leider nachgehen“. Er wurde mit einem Kaffee und Gebäck auf dem Sofa für seine entschuldigenden Worte entschädigt und jeder wusste, dass 10 Minuten nach seinem Verschwinden das muntere Spielereiben auf der Straße seine Fortsetzung nahm.

Abends in der Dunkelheit, wenn wir Verstecken spielten, kam öfter ein Mitarbeiter des Jugendamtes und wollte uns nach Jugendschutzgesetz auffordern nach Hause zu gehen. Willig taten wir so, als würden wir gehen, waren gleich danach aber wieder beim Spiel. Alle unsere Spiele fanden auf der Straße oder allen angrenzenden Gärten statt. Es war ungeschriebenes Gesetz, dass wir in allen Gärten spielen durften: Verstecken, Obst auf den Bäumen essen, Tischtennis, Krocket, Mutter-Vater-Kind-Spiele.



Als die älteren Jahrgänge (1948) Mitte der 60er Jahre andere Interessen hatten und uns Jüngeren seltener als Spielkameraden zur Verfügung standen, konnten Völkerball und Stöckerauswerfen nur noch selten gespielt werden, weil das nur mit mindestens 8-10 Mitspielern Spaß macht. Also haben wir Jungs eher gekickt, entweder auf der Moorwiese (westlich des südlichen Juliussteins, wo heute die Pferde weiden) oder vor den Garagen an der Riedwiesenstraße (vor dem heutigen neuen Seniorenwohnhaus). Zwei Garagentore stellten ein Fußballtor dar. Die Holztorre waren massiv. Die heutigen Rolltore sind da leider nicht mehr stabil genug. Zweimal gab es tragische Abstöße vom Tor. Einmal wurde das Ölkännchen von Herrn Kaufmann getroffen, der gerade dabei war, die Feststeller für die Garagentore zu ölen. Er war verdutzt, wir zuerst erschrocken und dann konnten wir uns vor Lachen nicht mehr halten. Ähnliches passierte, als die alte Frau Körber mit ihrem schmalen Spazierstock und den ebenso dünnen Beinen den Geröderweg entlangging. Unglücklicherweise traf ein Fußball exakt ihren Gehstock (zum Glück nicht eines ihrer sehr dünnen Beine), der dann zerbrach und Frau Körber nur noch einen kleinen Stummel in der Hand hielt.

Das Hangebächlein (eigentlich Diedichsborn) wurde von uns öfter oberhalb des Hutekamps gestaut, so dass es sich dann direkt über den Geröderweg ergoss.



Nachts, wenn alle Eltern schliefen, stiegen wir Jungs öfter aus dem Fenster und stromerten durch die Siedlung. Einmal wurden wir dabei wohl gesichtet, als wir nachts um halb 3 Uhr bei Buschs gerade im Kirschbaum hingen und die Süßkirschen genossen. Herr Busch wettete vom Balkon im 1. Stock, aber wir ließen uns nicht stören. Bevor die Polizei kam, hatten wir uns in der Wüste des hohen Grasses und der Brennnesseln im Beckerschen Garten an der Riedwiesenstraße versteckt. Die Zeit in den Brennnesseln ruhig auszuharren, bis die Polizei wieder weggefahren war, war echt hart.

Sonntags mussten wir Kinder immer ordentlich gekleidet sein. Für unsere Spiele war das eine denkbar ungeeignete Kleidung. Wie gut, dass die meisten Eltern Mittagsschlaf machten. Die Zeit nutzten wir, um unser Räuberzivil wieder anzuziehen und nach draußen abzuhausen. Vor dem Abendessen haben wir uns dann nicht mehr sehen lassen.

Zum Glück hatten die meisten von uns keine Höhenangst und wir kletterten oft und geschickt in den Obstbäumen herum. Das hatte nicht nur den Effekt, dass wir uns bei der Obsternte behilflich machten, sondern wir mussten auch immer mal wieder Oma Loulous Wellensittich einfangen, der Reißbaus genommen hatte. Vermutlich fand er die richtigen Bäume interessanter als die einfachen Stangen im



kleinen Vogelkäfig. Wenn es auch manchmal lange dauerte, irgendwann haben wir ihn immer wieder eingefangen.

Bei der Fülle an Obstbäumen hatten wir öfter auch Bauchschmerzen, weil das frische Obst (Kirschen, Birnen, Äpfel, Pfirsiche) einfach zu gut schmeckte und wir schon damals maßlos waren.

Vor allem maßlos glücklich in einer doch ziemlich heilen Welt, in der wir trotz Nachkriegszeit eine ziemliche Fülle erlebten in einer recht bescheidenen Umgebung. Vor allem waren die Kontakte zu Kindern und Erwachsenen sehr zahlreich. In fast jedem Haus zwischen Juliusstein und Kleebreite war ich öfter gewesen, in manchen Wohnungen fast täglich. Es war üblich, bei anderen Familien zum Essen eingeladen zu werden oder gar dort bei Freunden zu schlafen.

Wenn es bei uns nach Kartoffelpuffern roch, luden sich gleich zwei Nachbarn zum Essen ein. Nach einem Silvesterspaziergang aßen bei uns 14 Personen knusprige Kartoffelpuffer. Dampfnudeln schmeckten bei Görge am besten. Die schmackhaftesten Erdbeeren hatte Herr Bengen auf dem Grabeland. Ich bekam einmal zu meinem Geburtstag ein viel zu kleines Extraschälchen, weil ich am Vortag beim Naschen auf dem Acker erwischt worden war.

Peter Leiding,
Jahrgang 1953



Kinderspielen in den 2000er Jahren

- Meine Kindheit in den Riedwiesen Phillipp Firmbach

Geboren bin ich 1997 in Kassel, und seitdem wohne ich im Geröderweg 21.

Mit meiner Kindheit in den Riedwiesen verbinde ich besonders das auf der Straße Spielen.

Zuerst als Kleinkind: mit Kreide auf der Straße malen, Bobby-Car fahren - damals noch mit den Eltern, später dann mit Freunden aus der Nachbarschaft -, Fahrrad fahren, Fußball spielen und Wasserschlachten auf der Kreuzung waren die Hauptbeschäftigungen jeden Sommer nachmittags bei gutem und schlechtem Wetter und lediglich unterbrochen von einigen Autos, die während der Zeit über die Kreuzung fuhren. Dann wurde das Spielen durch den lauten Ausruf:

„Autool!“ für ein kurzes Weilchen unterbrochen. Danach spielten wir unverdrossen weiter .

Weitere starke Erinnerungen sind: das Spielen und Bauen im Garten. Durch die großen und meist nicht durch Zäune getrennten Gärten hatte ich als Kind gefühlt unendlich viele Möglichkeiten, mich auszutoben: Verfolgungsjagden durch alle Gärten mit vielen anderen Kindern aus der Nachbarschaft, Höhlen oder Baumhäuser in allen Größen bauen mit allem, was wir fanden (manchmal allerdings sind die Erwachsenen oder Nachbarn hemmend eingeschritten...).

Weiterhin habe ich in guter Erinnerung das sogenannte Grabeland (mittlerweile leider größtenteils bebaut). Ich konnte nach Lust und Laune zwischen den Beeten und den kleinen Gärtchen hindurchstromern und entdecken, was mein Opa oder die Nachbarn so anbauten. So lernte ich die Liebe und Begeisterung für das Gärtnern und das Leben in der Natur.

Faszinierend war auch das Spielen am Wasser. Durch viele Gärten fließt ein Bach, und ich kannte immer jemanden, durch dessen Garten ein Bach floss, an dem man an warmen Sommertagen Stau-

dämme bauen und mit kleinen Bötchen spielen konnte, oder dann im Winter, wenn wir über das zugefrorene Wasser schlittern konnten.

Je älter ich wurde, desto weiter war der Radius, in dem ich mit meinen Freuden spielen konnte. Angefangen mit der Kreuzung Diedichsborn/Geröderweg, ging es später zum Spielen auch hoch auf den Lindenberg, von dem man einen tollen Blick über die Siedlung hat, und wo wir durch die stillgelegten Bunkeranlagen, immer etwas Neues zu entdecken hatten.

Ich wuchs in einer Zeit auf, in der viele Kinder ihren Nachmittag vor dem Computer verbrachten.

Auch ich tat dies, aber durch die vielen Möglichkeiten, die im Freien auf einen warteten, kam dies bei mir und meinen Freunden, zumindest glaube ich das heute, kürzer als bei anderen Kindern, z.B. den Kameraden in meiner Klasse.

In den Sommerferien oder nach der Grundschule sind wir öfter zum Edeka Klein am Kreisel gelaufen, um dort z.B. Schnucke zu kaufen oder kleine Einkäufe für die Eltern zu erledigen. Die Verkäufer kannten einen von klein auf und waren bis zuletzt stets interessiert, was man gerade machte und wussten immer über den neuesten Klatsch und Tratsch Bescheid. Dies erzeugte stets eine sehr dörfliche Atmosphäre des Miteinanders. Auch die Nachbarn kannten einen von klein auf und man selber auch viele Nachbarn. Das führte dazu, dass man sich stets geborgen, aber auch (beim Blumen Klauen für den Muttertag in Nachbars Garten) beobachtet gefühlt hat! Jeder kannte jeden und meine Mutter kannte die meisten Eltern meiner Freunde auch von Kindertagen an.

Im Großen und Ganzen kann ich sagen, dass das Aufwachsen in den Riedwiesen mit seinen Freiheiten und Möglichkeiten, mehr oder weniger machen



und verwirklichen zu können, was man wollte, mich sehr geprägt hat. Es ist ein großes Privileg, in so einer Umgebung aufwachsen zu können, und diese Atmosphäre sollte bewahrt werden.

Ich möchte um Nachsicht bitten bei den Beschwerden über Kinderlärm, bei der Bebauung des Grabelandes oder bei der manchmal kritischen Denkweise über individuell gestaltete Gärten. Dies alles sind Dinge, die unsere Siedlung zu dem machen, was sie ist: originell und lebens- und liebenswert.

Es werden immer unterschiedliche Vorstellungen existieren, wie ein Garten auszusehen hat oder wie er besonders schön ist, aber genau diese unterschiedlich gestalteten Gärten, nah beieinander, und die gegenseitige Akzeptanz dieser, lehrten, zumindest mich: Toleranz.

Toleranz und Akzeptanz sind, gerade in der heutigen Zeit, wichtige Charakterzüge, die helfen, Konflikte zu lösen, einen zu einem offenen Menschen zu machen und eine vielfältige, sich gegenseitig bereichernde Gesellschaft zu fördern.

Philipp Firmbach,
Jahrgang 1997



Ein „Schätzchen“ der Erbbaugenossenschaft

Gundi Pollmann

Südlich von unserem neuen Seniorenwohnsitz, noch hinter den letzten Grabeland-Äckern, liegt ein wunderschönes großes Grundstück, das zur Erbbaugenossenschaft gehört. Hier hört man unter der Woche die „Zukunft“ rufen, lachen, spielen und lärmern, denn ein im Krieg erbautes kleines Behelfshaus beherbergt unseren „Riedwiesen-Kindergarten“.

Dieser Kindergarten wurde vor mehr als 30 Jahren (1985) auf Initiative der nun verstorbenen Frau Roesler und einer Gruppe von Eltern als kleiner Anfang in den unteren Räumen des Hauses Am Hange 31 ins Leben gerufen.

Die Idee war, Kindern mit erhöhtem Förderbedarf die Möglichkeit zu bieten, einen Kindergarten zu besuchen. Es bedurfte eines Trägers und so wurde die damals im Katharinenhaus wirkende Jean-Paul-Schule um die Übernahme dieser Trägerschaft gebeten, da die Arbeit mit „schwierigen“ Kindern das Verbindendewar. So wurde es der „Jean-Paul-Schule-Kindergarten“.

Er war integrativ gedacht, fing mit 6-7 Kindern an, es wurden bald 9, und es war klar, dass das Haus zu eng ist. Von der Erbbaugenossenschaft wurde das jetzige Grundstück zur Verfügung gestellt. Das Häuschen wurde in Eigenarbeit kindergartentauglich umgebaut, so dass im Jahre 1988 dort jeden

Wochentag 12 Kinder betreut werden konnten. Mit der Zeit, den wechselnden beteiligten Erzieherinnen (Frau Roesler zog sich 1989, als der Kindergarten nun eine gesicherte Existenz hatte, aus der Arbeit zurück) und dem sich wandelnden Bedarf der Eltern veränderte sich die Struktur.

Der Name wurde geändert. Er heißt nun „Riedwiesen-Kindergarten“ und es werden bis zu 18 Kinder aufgenommen. Die Öffnungszeiten sind nun von 7.15 Uhr bis 13.30 Uhr; bevorzugt werden Kinder aus der Siedlung aufgenommen sowie Geschwister und 1-2 Kinder mit größerem Förderbedarf, so es Anfragen gibt. Die derzeitigen Betreuerinnen sind Ingrid Goldschmidt (Erzieherin), Monica Constantinescu (Heilpädagogin) und Isabell Görtz (Berufspraktikantin) und stundenweise unterstützend Eva Kobnath (Sozialpädagogin) und Armindo Duarte (Hausmeister).

Das Grundstück bietet viel Platz und viele Nutzungsmöglichkeiten: Ein großzügig angelegter Sandkasten, Strauchwerk zum Verstecken, kleinere Bäume zum Klettern, ein Weidenhaus, ein Backhaus, Bienenstöcke, ein kleines Gewächshaus mit angrenzendem Nutzgarten, eine Wiese für Kreisspiele ... ein echter Traum von einem Stadtkindergarten.

Bei der Arbeit im Grabeland kann man am späteren Vormittag die Rufe und Gespräche der Kinder genussvoll miterleben, obwohl es auch deutliche lautstarke Meinungsverschiedenheiten gibt!

Man würde dieses tägliche Leben jedem Kind, das ohne Garten- oder Grünanlage aufwächst, nur zu tiefst wünschen! Die Geborgenheit in diesem großen Grundstück und die ungemein vielfältigen Betätigungs- und Erfahrungsmöglichkeiten sind sicher ein Schatz für das Leben.





Flucht 1935 - Flucht 2011 - Flucht 2015

Familie Katzenstein Manuel Brandenstein

Schon viele Bewohner der Erbbau mögen sich gefragt haben, welche Menschen vor ihnen dort gelebt haben. Unsere Familie lernte vor gut zehn Jahren sogar eine Erstmietlerin kennen: Lore Katzenstein war Jüdin und ihre Geschichte machte uns klar, dass in den Jahren der Nazi-Herrschaft auch die heute so idyllische Riedwiesensiedlung kein behaglicher Ort sein konnte.

An einem sonnigen Septembertag fuhr bei uns in der Kleebreite eine Limousine mit Frankfurter Kennzeichen vor. Neben zwei jüngeren Männern stieg eine alte Dame aus, die Schritt für Schritt auf unseren Garten zusteuerte und letztlich an der Tür klingelte. Sie stellte sich als Lore Katzenstein vor, die sich von ihren Bekannten in ihre Heimatstadt hatte chauffieren lassen. „Früher habe ich hier gewohnt und will noch einmal mein Elternhaus sehen“, sagte sie. Wir erfüllten ihren Wunsch natürlich. Und während sie Zimmer für Zimmer neu erkundete, fing sie an zu erzählen. Über ihr Leben, das völlig anders verlaufen war, als es ihre Eltern für die fünfköpfige Familie geplant hatten.

Vater John Katzenstein war 1890 in Kassel geboren worden und arbeitete als Psychiater oder – wie es Frau Katzenstein ausdrückte – als Nervenarzt. Als Lore Katzenstein 1927 zwei Jahre alt war, zog die Familie aus der Wohnung in der Auguste-Viktoria-Straße 15 (heute Breitscheidstraße in der Nähe des Getränkemarktes Weber) in das Haus der Erbbau mit dem schönen Garten. Mutter Resi, deren Vater in Berlin ebenfalls Arzt gewesen sei, habe stets Probleme gehabt, mit dem großen Auto der Familie heil aus der Garage herauszukommen und auf die enge Straße einzubiegen. Nicht selten hätte darunter der Zaun der Nachbarn etwas gelitten, scherzte unser Gast.

„Hier hat mein Vater immer gesessen und uns und den Nachbarskindern Geschichten vorgelesen; es war immer viel los“, erzählte Frau Katzenstein, nachdem sie unser Wohnzimmer betreten hatte. In der Küche deutete sie auf das Doppelfenster über Eck. Jetzt war ihr anfängliches Lächeln verschwunden: „Hier wurden uns die Fenster eingeworfen und wir hatten große Angst“, platzte es aus ihr heraus. Das war 1933 nach Hitlers Machtergreifung. Die Steinewerfer kannte sie nicht. Ähnliche Bedrohungen müssen mehrmals vorgekommen sein, denn beim Betreten des Badezimmers im ersten Stock berichtete die alte Dame, dass sie sich hier – in dem Raum, der ohne große Fenster auskommt – geschützt fühlte und sich immer zusammen mit ihren Schwestern Kathrin und Ilse versteckt habe.

Die Familie erkannte die Zeichen der Zeit noch rechtzeitig, ließ alles hinter sich und führte fortan ein bescheidenes Leben in mehreren Ländern. Von Kassel aus ging es zunächst nach Frankreich, wo der Vater jedoch in seinem Beruf nicht arbeiten durfte. Die Familie habe dort Blumen und Gebäck verkauft. Dann suchte eine amerikanische Hilfsorganisation in Europa jüdische Ärzte, die bereit waren, den Menschen in der Sowjetunion zu helfen. John Katzenstein sagte zu, und mit dem Zug ging es in die heutige Ukraine. „Mein Vater hat noch gesagt, dass wir dort ja wohl auf jeden Fall sicher seien“, erinnerte sich Lore Katzenstein.

Flucht 1935

Doch 1941 holte sie der Krieg auch in ihrer neuen Heimat ein. Obwohl die Familie ihre deutsche Staatsangehörigkeit auf Beschluss der Nazis längst verloren hatte, wurde sie nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion als Angehörige des Feindes nach Kasachstan umgesiedelt. Allerdings: Ihr Vater durfte gar nicht mit. Er wurde verhaftet und nach Sibirien verschleppt. In Kasachstan musste die übrige Familie schwere körperliche Arbeit leisten, zeitweise als Bauarbeiterinnen und in Gruben. Lore verdingte sich als Traktoristin. Anfang 1943 kamen viele weitere Deutsche zu ihnen nach Kasachstan. „Das waren die Kriegsgefangenen aus Stalingrad. Mit denen haben wir zeitweise gearbeitet“, wusste Lore Katzenstein zu berichten. Gelebt hätten sie damals in Lagern unter eigentlich unwürdigen Bedingungen. Letztlich verhungerte ihre Mutter.

Nach dem Krieg schafften es die drei Geschwister 1955, ihren Vater wieder zu sich zu holen. Das war, nachdem auch die deutschen Kriegsgefangenen in die Heimat entlassen worden waren. Der Ausreiseantrag der Katzensteins sei aber immer wieder abgelehnt worden. So mussten sich die vier Kasseläner in Ursk, Moskau und letztlich in Rostow am Don einrichten. Lore wurde Ingenieurin. 1962 starb ihr Vater, 1971 Schwester Ilse, die genauso wie Kathrin (gestorben 1992) Lehrerin geworden war.

Nur Lore hat es letztlich wieder nach Deutschland gezogen. Das war 1982 im Rahmen einer der ersten großen Aussiedlerwellen von Russland-Deutschen. „Nach Kassel konnte ich aber nicht ziehen. Das hätte ich psychisch nicht verkraftet“, berichtete Frau Katzenstein weiter. Sie ging nach Frankfurt und arbeitete noch lange als Übersetzerin für Aussiedler. Mittlerweile hat sich ihre Spur verwischt. Ihre Telefonnummer gibt es nicht mehr und auch die jüdische Gemeinde in Frankfurt weiß nichts Näheres. Man kann Lore Katzenstein wohl nicht mehr fragen. Aber sicherlich hätte sie gerne länger und vor allem zu einer friedlicheren Zeit in der Erbbau gelebt. Wir sehen unser Haus seit diesem Besuch noch einmal in einem anderen Licht und können nur hoffen, dass aus dieser Geschichte gelernt wird.





Familie Alfandi – nach Krieg und Flucht glücklich in den Riedwiesen

Peter Leiding

Während der vorherige Artikel über die Familie Katzenstein ein Beispiel für eine lebensrettende Flucht aus Deutschland – genauer aus den Riedwiesen – ist, geht es im Folgenden um eine geglückte Flucht nach Deutschland und in die Riedwiesen.

Im Jahr 2017 hat eine syrische Familie nach schlimmsten Kriegserlebnissen, einer anstrengenden Flucht und schlimmen Erfahrungen in deutschen Flüchtlingsunterkünften eine neue sichere Heimat in den Riedwiesen gefunden. Die Eltern Adnan (51) und Muntaha (43) Alfandi sind glücklich und dankbar, mit ihren acht Kindern Malak (21), Abdulsalam (19), Ahmad (18), Ibrahim (15), Sujoud (12), Kassem (8), Mohammad (4) und Sham (1,5; sie ist in Deutschland geboren) nach Jahren des Kriegshorrors in Syrien und schlimmen Zuständen in den Flüchtlingslagern in der Idylle der Riedwiesen leben zu können.

Ihre Heimat Deir Ezzor wurde – ähnlich wie Kassel im Bombenhagel des 2. Weltkriegs – zu 80% im syrischen Bürgerkrieg von der Regierungsarmee des Diktators Assad und der ISIS zerstört. Die syrische Armee hat die jungen Männer zwangsrekrutiert. Wer sich nicht freiwillig anschloss, wurde erschossen.

Sohn Abdulsalam musste das auch bei der Abiturprüfung miterleben. In der Zeit kam die syrische Armee und hat die Klassenkameraden zwangsrekrutiert. Und als die Eltern der Schüler dagegen protestiert haben, wurden sie erschossen. Die Schule der Tochter Sujoud wurde bombardiert und das Mädchen wurde verletzt – viele Kinder wurden schwer verletzt oder sind umgekommen, und andere sind vor ihrem Haus von der Armee erschossen worden.

Die ganze Familie hat ein wahnsinniges Glück gehabt, dass sie aus Syrien herausgekommen ist und auf der Flucht nicht getrennt wurde. Einem Angestellten ist es zu verdanken, dass sie aus der Heimat fliehen konnten. Der Herr hatte Interesse an Alfandis Audi. Im Tausch gegen den Audi gab's die gewünschten Ausreisepapiere für die Familie. Alfandis mussten viel Geld bezahlen, um die Flucht zu finanzieren. Dafür mussten sie auch ein Haus verkaufen.

Über den Libanon und die Türkei ging die Flucht nach Griechenland, über Mazedonien weiter in 10 Tagen bis Deutschland. Hier angekommen waren alle erst einmal krank und entkräftet.

In Deutschland waren sie zunächst für 10 Tage in Troisdorf bei Köln, danach für 3 Monate in der Feuerweherschule im Kasseler Druseltal, anschließend 4 Monate im Caldener Massenlager, dann nochmals 14 Monate in der Kasseler Leipziger Straße.

Am 1.11. 2017 sind sie in die Riedwiesen eingezogen und total glücklich, in so einer Idylle zu wohnen. Die Riedwiesen sind ein wenig ähnlich wie ihr zerstörtes Zuhause in Syrien. Aber vor allem sind sie froh, in einem Land zu wohnen, in dem sie keine Angst vor Kriegsgefahren haben müssen und nicht der Willkür eines diktatorischen Regimes ausgeliefert zu sein. Sie betonen, wie wichtig es ihnen ist, ihre Meinung frei äußern zu können. Meinungsfreiheit – für uns im Westen Deutsch-

Flucht 2015

lands seit vielen Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit – ist in vielen Regionen der Welt nicht gegeben und war es auch unter den Nationalsozialisten in Deutschland nicht. Heute ist sie auch in einigen Staaten Europas wieder in Gefahr.

Vater Adnan ist studierter Chemie-, Physik- und Mathematiklehrer für das Gymnasium. Wenn er noch besser Deutsch kann (dabei kann er sich schon sehr gut verständigen), hofft er eine Anstellung als Lehrer zu finden. Seine Fächerkombination ist ja sehr gefragt. Auch die Mutter ist gelernte Kunstlehrerin; sie kümmert sich aber z.Zt. vor allem um die Kinder, besonders um die Kleinsten. Sie hat jetzt trotzdem mit einem Sprachkurs an 2 Tagen in der Woche begonnen.

Tochter Malak hat ein Abitur mit Notendurchschnitt 1,4 und hat zwei Monate Medizin an der Universität Aleppo studiert, was sie gerne hier weiterstudieren möchte. Sie und ihre beiden ältesten Brüder Abdulsalam und Ahmad sprechen perfekt Deutsch, obwohl sie das erst in Deutschland gelernt haben. Abdulsalam besucht die Fachschule, um sein Abi nachzuholen, was er wegen der Bombardierung seiner Schule in Syrien nicht abschließen konnte. Er will Informatik studieren. Ahmad und seine Geschwister Ibrahim und Sujoud gehen auf die Hegelsbergschule in der Kasseler Nordstadt, Kassem auf die Grundschule in Kirchditmold und Mohammad in den Kindergarten in Harleshausen.

Alle Familienmitglieder machen einen sehr herzlichen und offenen Eindruck und man merkt ihnen ihr Glück an, dass sie jetzt in Frieden und Freiheit leben können.

Leider haben sie andere Familienmitglieder in Syrien zurücklassen müssen. Ein Bruder des Vaters wurde von der Armee erschossen. Um niemanden in Syrien zu gefährden, ist die Kommunikation mit den anderen Teilen der Familie in Syrien nicht offen.

Zum Glück haben die Alfandis in Deutschland bisher meistens nur gute Erfahrungen gemacht und keine Ausländerfeindlichkeit erlebt. Hoffentlich bleibt es so. Das ist der sympathischen Familie zu gönnen, die so Schweres erlebt hat.

Was sich die Alfandis wünschen: in Frieden und Freiheit zu leben. Und „besseres Wetter“ scherzt der Vater Ende August des Sommers 2018. Der Mann kann übrigens leckere Kekse backen. Die gab's zum islamischen Feiertag.

Es ist schön, dass die Familie in Kassel angekommen ist, zufrieden und dankbar, und guten Kontakt zu den Nachbarn hat.





Von Eritrea nach Kassel Peter Leiding

Der erste Flüchtling, der in unserer Genossenschaft eine Wohnung bekam, gelangte 2013 nach Kassel. Hagos Berhe Weldegegeris (geb.1991) musste 2011 aus Eritrea fliehen. Der Grund: Er sollte gegen seinen Willen mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen werden und kam deshalb auch für wenige Tage in Eritrea ins Gefängnis.

Eritrea, eine ehemals italienische Kolonie, wurde 1961 zwangsweise in das damalige äthiopische Kaiserreich integriert. Darauf begann ein über 30 jähriger Unabhängigkeitskrieg, der 1993 zur selbstständigen Republik Eritrea führte. Seitdem ist der damalige Chef der Unabhängigkeitsbewegung diktatorischer Präsident und Ministerpräsident in Personalunion. Meinungspluralismus gibt es nicht. Kritische Journalisten werden inhaftiert. Nach Angaben von Amnesty International ist die Menschenrechtslage und Meinungsfreiheit nur noch in Nordkorea prekärer.

Hagos Berhe Weldegegeris gelangte über Sudan und Libyen und schließlich über das Mittelmeer nach Italien. Von dort ging es mit der Bahn nach München. Die Flucht durch Afrika war hart, weil es bei großer Hitze zu wenig Essen und Trinken gab. Trotzdem hatten er und seine Frau Tiemiti Drar (geb. 1995) großes Glück, dass beide ohne größere Schwierigkeiten die Flucht über das Mittelmeer geschafft haben.

Tiemiti Drar floh 2013 aus Eritrea und kam ebenfalls über Sudan und die Mittelmeerroute nach Italien und weiter nach München. Hagos und Tiemiti kommen beide aus Ambesete Geleba, 140 km südlich der Hauptstadt Ambasara. Sie kennen sich aus Kindertagen und gingen auf dieselbe Schule.

Hagos Berhe Weldegegeris kam über das Lager Gießen im Laufe des Jahres 2013 nach Kassel. Tiemiti kam zunächst im Flüchtlingslager Augsburg unter, bevor sie 2016 nach Kassel kommen konnte. Inzwischen war sie schwanger und beide wurden 2016 Eltern der reizenden Tochter Lidia, die inzwischen schon in die Kita geht. Alle drei wohnen seit 2016 in einem Haus der Erbbaugenossenschaft in der Ihringshäuser Straße im Stadtteil Fasanenhof. Beide Eltern sind anerkannte Asylbewerber und haben eine Aufenthaltserlaubnis, die alle 3 Jahre verlängert werden muss.

Hagos Berhe Weldegegeris macht inzwischen eine Ausbildung bei der Post zum Zusteller und wünscht sich später eine Festanstellung. Tiemiti Drar nimmt an einer schulischen Maßnahme teil. Beide verstehen sehr gut die deutsche Sprache und können sich hierin auch gut verständigen. Selbst die Tochter Lidia versteht schon sehr gut. Allerdings habe ich sie oft nicht verstanden – aber das ist ja bei Kindern in diesem Alter nicht ungewöhnlich.

Alle wünschen sich besseres Wetter, am 2. Februar 2019 – dem Tag unseres Treffens – war es in Kassel wirklich ziemlich unfreundlich: keine Sonne, nasskalt, auf jeden Fall kein Vergleich zu Wetter und Temperaturen in Eritrea.

Hagos Berhe Weldegegeris und seine Frau haben Heimweh nach Eritrea und vermissen ihre Verwandten. In Kassel haben sie zum Glück keine ausländerfeindlichen Reaktionen erlebt. Wobei Herr Berhe Weldegegeris sich doch über einen Kollegen

Flucht 2011

geärgert hat, der ihm nicht abgenommen hat, dass er aus Gründen politischer Verfolgung geflohen ist. Der Kollege unterstellte ihm, Hagos wäre Wirtschaftsflüchtling.

Abgesehen davon, dass es in Eritrea kein Recht auf Kriegsdienstverweigerung gibt (wie in den meisten Diktaturen nicht), muss uns Deutschen auch immer wieder klar werden, dass es zwischen unserem Wohlstand und der Armut anderer Länder einen Zusammenhang gibt und dass wir gemeinsam mit anderen starken Industrienationen für sehr ungleiche Wirtschaftsstrukturen auf dem Weltmarkt sorgen. Das lässt - etwas verkürzt formuliert - den armen Ländern nur sehr begrenzten Entwicklungsspielraum und sorgt für Wirtschaftsbedingungen, die vor allem die Wünsche und Bedürfnisse der wohlhabenden Nationen berücksichtigen.

Hagos und Tiemiti fühlen sich ganz wohl in Kassel und haben Freundschaften aufgebaut, auch zu Deutschen. Leider haben sie im Haus und in der Nachbarschaft keine Kontakte. Es wäre schön, wenn ihre Kontaktfreudigkeit und Herzlichkeit auch dort erwidert werden würde.



Riedwiesen – warum es sich lohnt ...

Susanne Leiding-Edler

Lange habe ich geglaubt, dass sie einmalig ist, unsere Riedwiesensiedlung! Bis ich auf die Geschichte der Gartenstadt „Atlantic“ in Berlin-Gesundbrunnen stieß. 2016 wurde dort das 100-jährige Jubiläum einer Anlage mit Reform-Wohnungen als Gegenentwurf zum Leben in den engen Mietskasernen Berlins gefeiert. In vielem wird man an das Wohnkonzept der Riedwiesen von 1919 erinnert, wenngleich hier in Kassel ja weder, wie in Berlin, ein Tanzsaal noch ein Großkino vorgesehen waren. Dafür gab und gibt es freien Himmel, große Gärten und den Habichtswald als wirklich nahes Erholungsgebiet.

Wenn man heute in manchen Wohnungen der Riedwiesensiedlung noch die schönen alten Kachelöfen sieht, stellt sich sofort dieses wohlige, entspannte Gefühl im Rücken ein. Denn so fand ich mich oft im Winter am Ofen, um mich aufzuwärmen, nach einem langen Hausaufgabennachmittag am Schreibtisch unterm Dach oder nach dem Ski- oder Schlittensfahren im Wald. So stehend, manchmal zu zweit, besprachen wir die Fragen des Lebens, die politische Lage und die schlechte Note in der Mathearbeit. Wenn ich heute daran denke, dass unsere Mutter jeden Morgen vor Tau und Tag den Ofen vom Flur aus in Gang bringen musste, höre ich noch ihr Rütteln mit der Kohlenschütte und bin heute froh über meine klimafreundliche Zentralheizung.

Über diese individuelle Erfahrung hinaus war das Leben in den Riedwiesen in den 50er und 60er Jahren geprägt, wie überall, von größer werdender Sicherheit und Lebensfreude, trotz der gerade überwundenen Schrecken des Zweiten Weltkrieges, der teilweise noch beengten Wohnverhältnisse und der Situation des Kalten Krieges. Diffus waren hin und wieder eine gewisse Anspannung, Sorgen und Furcht vor der Zukunft in den Gesprächen der Erwachsenen spürbar. Diese fanden oft spontan am Gartenzaun, vielleicht bei einer Zigarette (es wurde viel geraucht damals) und bei einer Tasse Kaffee in einem der Wohnzimmer oder in einer Diele statt. Vielfach waren es die Frauen und Mütter, überwiegend nicht berufstätig, die sich gegenseitig halfen, unterstützten, einander Trost in schwierigen familiären Situationen spendeten. Das gab uns Kindern ein profundes Gefühl von Geborgenheit und Unbeschwertheit, vor allem in der unmittelbaren Nachbarschaft. In meinem Geburtsjahr (1951) war der 2. Weltkrieg gerade sechs Jahre vorbei. Kassel konnte sich allmählich dem Wiederaufbau widmen. Niemand war besonders wohlhabend, die Gärten der Riedwiesen wurden für den Gemüse- und Obst-anbau genutzt.

In der Riedwiesenstraße gab es zwei kleine Einkaufsläden, wo Kinder selbstständig noch eben



mal schnell etwas Milch holen konnten. Wunderbar, wenn bei der Gelegenheit noch ein paar „Bollchen“ über den Ladentisch gereicht wurden! Zunächst werktäglich, später 2 bis 3 mal pro Woche hielt an „der Ecke“ der wackelige Verkaufswagen mit Lebensmitteln von Herrn Schade, Kuchen gab es beim „Luischen“ an der Kleebreite in einem kleinen Holzlädchen, hin und wieder ließ sich der Scherenschleifer blicken. Ich kann mich auch an Kohlen- und Eierlieferungen erinnern, sowie an Pferdewagen, die den guten Bodendünger für den Garten hinterließen.

Besonders für ältere Menschen in der Siedlung war dies alles wichtig, aber auch für die Hausfrauen, denn zunächst besaßen nur wenige Bewohner ein Auto, und Frauen hinter dem Steuer waren eher die Ausnahme. Später tat man sich zusammen und fuhr gemeinsam in einem Wagen zum Markt in die Innenstadt oder zu einem Konzert. Mit zunehmendem Wohlstand wurden aus den Nutzgärten Ziergärten mit wunderschönen Blumen, Stauden und Rosen. Obst im Herbst pflücken und aufsammeln oder gar Laub harken, das gehörte aber immer noch dazu, für uns Kinder aber nicht unbedingt zu den Lieblingsbeschäftigungen.

Die Grundschul Kinder besuchten vier Jahre die Schule im Katharinenhaus auf dem Lindenberg, zum

Turnunterricht gingen wir, allein oder in Gruppen, unbeaufsichtigt zur heutigen Friedrich-List-Schule in der Zentgrafenstraße. Die Nachmittage standen für uns, nach einer strikten Mittagspause bis 15 Uhr, zur freien Verfügung zum Spielen in den Gärten, auf der Straße, im Wald und auf dem nahen Feld am Juliusstein (heute bebaut). Wir waren innerhalb der Siedlung meist auch in den anderen Familien gern gesehen und wurden hin und wieder zu den Mahlzeiten dazugebeten. Natürlich wohnten in den Riedwiesen auch Menschen, die mit Kindern nicht allzu viel anzufangen wussten und schon mal die Polizei riefen, wenn auf der Straße sehr intensiv gespielt wurde. Auch allerlei markante Persönlichkeiten sind in Erinnerung geblieben, die aber in ihrer Besonderheit irgendwie auch dazu gehörten.

Die Riedwiesensiedlung war und ist auch heute noch unbestritten eine Insel jenseits verkehrsreicher, lauter Straßen. Vogelgezwitscher, Gackern von Hühnern, Kinderstimmen, Bachgeplätscher, Lachen in den abendlichen Gärten, Hundegebell, Kirchenglocken und Musik, na ja, hin und wieder auch ein Auto, bilden den Sound, der die Lebensqualität ausmacht.

So war es gedacht - und so kann es gern bleiben!

Susanne Leiding-Edler
(wohnte von 1951 bis 1968 im Geröderweg 20)





Ein Gedicht

Im Mai 2015 da sollte es so sein,
da zogen wir mit groß und klein
in dieses schöne Häuslein ein.

Bald kamt Ihr Nachbarn von nah und fern,
schnell hatten wir einige schon ganz schön gern.
Viele von Euch stellten sich zur Hilfe bereit,
das machte uns das Herzlein weit.

Yoke und Ino zeigten große Freud,
trafen sehr schnell auf and're kleine Leut.
Sie spielten zusammen und abends voll Glück,
sprangen sie durch Büschlein nach Hause zurück.

Enno und Golo noch im Stubenwagen,
hatten beim Umzug noch ganz andere Plagen.
Doch mittlerweile fast vier Jahre alt,
laufen schon sechs Kilometer durch den Wald,
bekommen bei Nachbarn immer was zu tun,
ohne Rast und ohne auszuruhen.

Von Kuchen und Brötchen und Obst vor der Tür,
dafür Ihr Nachbarn, da danken wir sehr.
Das hat uns berührt, viel mit uns gemacht,
da haben wir immer gern an Euch gedacht.

Besonders schön ist bei Feiern das Wiedersehen,
da möchten wir gar nicht nach Hause gehen.
Dieses Gedicht kommt nun zum Schluss,
an alle Nachbarn einen Herzensgruß.

Martin, Esen, Yoke, Ino, Enno & Golo
vom Diedichsborn





Danke

Zu guter Letzt

Peter Leiding

Das sollte auch einmal schwarz auf weiß stehen:

Wir sind eine Genossenschaft, die vom Geist und der Initiative ihrer Mitglieder lebt.

In einer Genossenschaft passiert das, was jede/jeder von uns einbringt.

Vorstand und Aufsichtsrat arbeiten ehrenamtlich. Lediglich einzelne Vorstandsmitglieder erhalten eine Entschädigung auf 450 € Basis. Das steht in keinem Verhältnis zu der Arbeit, die sie für uns leisten. Ohne diesen ehrenamtlichen Einsatz von Vorstand und Aufsichtsrat kann unsere Genossenschaft (zumal zu den preiswerten Bedingungen, in denen wir hier alle im Verhältnis zu vergleichbaren anderen Wohnstandorten leben) den gesetzlichen, organisatorischen und praktischen Anforderungen nicht nachkommen. Die tolle Unterstützung, die sie dabei von den Mitarbeiterinnen der Geschäftsstelle erhalten, wirkt sich auch auf all unser gutes Leben in der Genossenschaft aus.

Natürlich machen alle Menschen auch Dinge oder treffen Entscheidungen, die anderen nicht passen. Wie stark ich mich aber darüber aufrege, dass andere nicht so handeln wie ich es für richtig halte, hängt allein von mir selber ab.

Ich habe im Laufe meines Lebens erfahren, dass Motzen Verdruss schafft, kreatives Mitmachen Spaß und Lust macht.

Wenn Ihnen Dinge nicht gefallen, die von Vorstand, Aufsichtsrat und Geschäftsstellenmitarbeiterinnen entschieden wurden, können Sie gern im freundlichen Ton ihre konstruktive Meinung äußern.

Im Vorstand sind übrigens seit einigen Jahren zwei Stellen nicht besetzt. Auch in der Gestaltung dieser Festschrift stecken viele hundert Stunden ehrenamtlicher Arbeit, ebenso bei der Vorbereitung des Straßenfestes im Sommer 2019 zum Hundertjährigen unserer Genossenschaft. Dabei ist übrigens auch Ihre persönliche Mitarbeit – jede/r nach seinen/ihren Möglichkeiten – gefragt.

Ich jedenfalls möchte allen, die sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten für unser Leben in der Genossenschaft persönlich eingesetzt haben, auf diesem Weg ganz herzlich danken.

In diesem Sinne wünsche ich der Genossenschaft eine frohe Jubiläumsfeier und viele weitere Jahrzehnte im fruchtbaren Dialog. Vielleicht auch mit Ihnen oder Dir als aktivem Mitarbeiter.



